Fabian-Sagal, Eugenie

Albert Schaeffle und seine...

[Gera]

1909

98-84477-7
MASTER NEGATIVE #

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DIVISION

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

ORIGINAL MATERIAL AS FILMED -- EXISTING BIBLIOGRAPHIC RECORD

Fabian-Sagal, Eugenie
Albert Schaeffle und seine theoretisch-nationalökonomischen lehren ... von Eugenie Fabian-Sagal ... [Gera, Fischer] 1909.
175 p. $20\frac{1}{2}$ cm.

Thesis, Zürich.
Bibliography: p. [171]-175.

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11:1 IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

DATE FILMED: 12/2/98 INITIALS: LL

TRACKING #: 33536

FILMED BY PRESERVATION RESOURCES, BETHLEHEM, PA.

PM-MGP
METRIC GENERAL PURPOSE TARGET
PHOTOGRAPHIC

150 mm

100 mm

ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz1234567890

1.5 mm

ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
1234567890

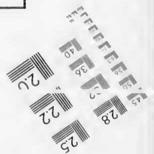
2.0 mm

ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz
1234567890

2.5 mm

A5

A4



PRECISION℠ RESOLUTION TARGETS

A & P International
612/854-0088 FAX 612/854-0482
8030 Old Cedar Ave. So., Ste. #215
Bloomington, MN 55425

Albert Schaeffle
und seine theoretisch-nationalökonomischen Lehren

Inaugural-Dissertation

der

Staatswissenschaftlichen Fakultät

der

Universität Zürich

zur

Erlangung der Würde eines
Doctor oeconomiae publicae

Vorgelegt von

Eugenie Fabian-Sagal

aus Krementschug (Rußland)

Genehmigt auf Antrag von

Herrn Prof. Dr. H. Sieveking am 23. Juli 1909

Die staatswissenschaftliche Fakultät gestattet hierdurch die Drucklegung vorstehender Dissertation, ohne damit zu den darin ausgesprochenen Anschauungen Stellung nehmen zu wollen.

Zürich, den 23. Juli 1909.

Der Dekan
der staatswissenschaftlichen Fakultät:

Prof. Dr. A. Egger.

Meinem hochverehrten Lehrer, Herrn

Professor Dr. H. Sieveking,

in Dankbarkeit gewidmet.

„Wie es in der Natur draußen sproßt, jede Pflanze für sich lebt, und doch vor dem Gedanken des Menschen aufgeht und sich zusammenschließt zur großen Einheit, so auch die Menschentätigkeit in allerlei Berufsarten gesondert, die Jeder, nur auf das Einzelne gerichtet, zu erfüllen trachtet; vor dem denkenden Geiste schließt sich Alles zusammen zu einem großen einheitlichen Gebiete."

Auerbach. Spinoza. S. 159.

Inhaltsverzeichnis

I. Teil.

Schaeffles Persönlichkeit.

I. Kapitel.

Schaeffles Bildungsgang.

§ 1.

Einleitung.

Jede Charakteristik eines bedeutenden Mannes, sei es eines Gelehrten, eines Politikers oder Künstlers, kann von zwei Gesichtspunkten aus unternommen werden. Der eine ist der geschichtliche, der andere der psychologisch-künstlerische. Man kann den Menschen entweder mehr als Kind seiner Zeit, als Träger von Ideen, die sich allmählich, im Laufe der Generationen entwickelt haben, als Enkel, Nachfolger einer alten, und Vater, Begründer einer neuen Epoche, d. h. historisch auffassen, oder man sucht das rein Individuelle, das noch nie Dagewesene, gleichsam die spezifischen Farben, den eigentümlichen Duft der Persönlichkeit, mit einem Wort — das eigenartige Ich im Glanze seiner ganzen Eigentümlichkeit festzustellen.

Im allgemeinen wird weder die eine noch die andere Auffassung ganz rein anzutreffen sein: meistens sucht, wenn auch oft ohne Erfolg, auch die rein-historische Auffassung sich einen künstlerischen Anstrich zu geben, und die rein-künstlerische formt in ihrem Drange nach Voll-

endung der Darstellung nicht selten auch historische Bestandteile der Charakteristik (Goethes „Dichtung und Wahrheit") mit größtem Glück und Geschick zu einem Ganzen um. Selbstverständlich wäre eine Charakteristik, die beide Darstellungsmethoden glücklich miteinander verbände, als wünschenswert, als das Ideal einer Charakteristik anzusehen. Leider ist unser Zeitalter — das der Herrschaft des extremen Historismus — diesem unseren Ideal nicht günstig. Erstens läßt das Streben nach möglichst viel „induktivem Material", nach archivalischen Detailstudien, das doch bekannterweise das vornehmste, beliebteste, ja nur zu oft das alleinige Ziel „eines Historikers strengster Observanz" ist, überhaupt keine namhafte Literatur über Einzelpersönlichkeiten aufkommen, man beschäftigt sich so wenig mit der Theorie, daß man natürlich auch keine Neigung verspürt, sich mit den „Theorien" irgendeines Nationalökonomen mehr als unbedingt nötig, ja unumgänglich, abzugeben; zweitens sind die „Historiker" schlechte Biographen: in ihrer Sucht, so weit wie möglich in die Geschichte einzudringen und die Vormänner der darzustellenden Persönlichkeit bis ins kleinste aufzudecken, zerpflücken sie diese Persönlichkeit wie eine Artischocke, und dasjenige, was bleibt, oder was sie finden, ist oft gerade nicht das, was eine Charakteristik wertvoll macht; ihr fehlt dann, was wir — oben — den Glanz der Eigentümlichkeit eines eigenartigen Ichs nannten. Dietzel, ein feiner Kopf, der mehr als einmal in der Kritik der zeitgenössischen Strömungen der Nationalökonomie den Nagel auf den Kopf getroffen hat, sagte einmal in der Besprechung des Bändchens von Charakteristiken, die Schmoller herausgegeben hat: „es genügt mir nicht, vom Historiker Schmoller zu erfahren, weshalb dieser oder jener so dachte, so denken mußte als Kind der Verhältnisse, sondern mich verlangt nach dem Urteil, ob die Früchte dieses Denkens, losgelöst von ihrem historischen Nährboden, dem Inventar unserer Wissenschaft als neuer, wertvoller Erwerb, oder als gleichgültige Doublette, oder als Irrtümer — vielleicht geistreiche und originelle Irrtümer — einzutragen sind[1]."

Also, losgelöst von seinem „historischen Nährboden", sozusagen als Persönlichkeit „an sich", als „so ein Ding, das nie zuvor gewesen ist und niemals wieder kommen wird"[2], möchten alle, die des „reinen" orthodoxen Historismus müde und überdrüssig sind, den Denker dargestellt haben. Ja noch mehr, in der allerneuesten Zeit ist von einem namhaften „Ästhetiker"-Nationalökonomen sogar die Forderung aufgestellt worden, daß auch der Sozialökonom als „Schauer", als „Erleber"[3] gewürdigt, an der Kraft, das Erlebte darzustellen, gemessen werden soll.

Diese Abkehr von der rein historischen Auffassung ist nur zu erklärlich; jeder extremen Theorie, und der Historismus ist eine solche par excellence, schlägt früher oder später ihre Stunde. Die Anzeichen mehren sich, daß sie bald auch dem extremen Historismus geschlagen hat. Bei der letzthin begangenen Feier des 70. Geburtstages von Gustav Schmoller fehlte es nicht an Stimmen, die trotz der Huldigung im allgemeinen ganz deutlich darauf hinwiesen, „wo das Verdienst der historischen Schule nicht liegt"[4]. Von dieser negativen Kritik ist es nicht mehr weit bis zur positiven. Die fortschreitende wissenschaftliche Erkenntnis, die keine Rücksichten kennt, wird schon das ihre tun und in nicht zu ferner Zeit die Fehler des Historismus unverhüllt und unerschrocken bezeichnen. Möge sie das nur bald und gründlich tun! — Uns gehen diese Fehler der historischen Schule hier nichts weiter an. Was wir wollen, ist: unserem Ideale einer Charakteristik treu bleibend, auf den folgenden Blättern eine Charakteristik Schaeffles

[1] Gottinger gelehrte Anzeigen 1889, Nr. 18, S. 724.
[2] Brandes (Lassalle s. 112), Worte von Lenbach.
[3] Sombart, Archiv f. Sozialwissenschaft, Bd. XXVI, 2. Heft, März 1908.
[4] „Gustav Schmoller" von R. Drill, Frankf. Zeitung 1908.

geben, die, ohne das historische Milieu zu vernachlässigen, dem Leser Schaeffle vor allem als Menschen, als Persönlichkeit, als Denker in seiner Eigenart möglichst deutlich und nahe vor Augen führt.

§ 2.

Äußere Einwirkungen auf Schaeffles Charakterbildung.

Schaeffles Leben müssen wir als bekannt voraussetzen. Wenn wir es jetzt überblicken, so finden wir, daß es vor allem drei Faktoren waren, die auf die Ausbildung seines Charakters einen entscheidenden Einfluß ausgeübt haben. Diese Faktoren sind: 1. Die Armut in seiner Jugend; 2. die journalistische Tätigkeit in den für seine geistige Entwicklung maßgebenden Jahren; 3. die, wenn auch kurze, Ministertätigkeit in Österreich.

A. Die Armut.

Schaeffle war 8½ Jahre alt, als sein Vater, der Lehrer war, starb, und da die Lehrerstellen von alters her zu den materiell schlechtbezahltesten sozialen Ämtern gehören und die Familie aus mehreren Köpfen bestand, so zogen mit dem Tode des Familienvaters Knappheit und Dürftigkeit in Schaeffles Elternhaus ein.

Man hat früher viel über den Einfluß der Armut geschrieben und gestritten. Hohe Lobgesänge wurden ihr als Mutter aller Tugenden einerseits gesungen, derbe, haßerfüllte Verdammungsurteile andererseits über sie gefällt. Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß nur kräftige, von der Natur gut, ja hervorragend gut ausgestattete Individuen die harte Schule der Armut, ohne Schaden an Leib und Seele, bestehen können. Wie mancher ist schon in diesem Kampfe mit dem „entbehren sollst du! Sollst entbehren!“ zugrunde gegangen; mehr als vielleicht für unsere Kultur gut und nützlich ist. — Aber es gibt wirklich glückliche Naturen, die alle Klippen und Gefahren der Armut zu umschiffen verstehen, und die, gerade umgekehrt, eben durch den Druck von außen ihre inneren Qualitäten zur höchsten Entfaltung zu bringen vermögen. Früh auf ihre eigenen Füße gestellt, nur auf sich selbst, ihre Kräfte und Talente angewiesen, erblühen oft aus diesen Jünglingen herrliche Männergestalten, die stolz, unabhängig, selbständig und doch einfach, bescheiden, frei von übertriebenen Ansprüchen, ehrlich, arbeitsam, dem Vaterlande, das sie geboren, dem Stande, dem sie später angehören, Ehre machen.

Schaeffle gehörte zu diesen Ausnahmemenschen, die Glück im Unglück haben. Von Natur vorzüglich begabt, einem intelligenten, gutbürgerlichen Elternpaare entsprossen, entwickelte er unter der Peitsche der Entbehrungen und der Kargheit, die ihn früh einen Beruf ergreifen liessen, einen eisernen Fleiß, eine unermüdliche Ausdauer, ein hohes Streben nach Erkenntnis und Tätigkeit, eine beachtenswerte Unabhängigkeit im Denken und Fühlen, eine außerordentliche Genügsamkeit und Bescheidenheit in seinen Lebensansprüchen, treuen Familiensinn und — ein höchstes Gut — Treue gegen sich selbst und seine Überzeugungen. Da Schaeffle dazu von ruhigem Temperament war und keine Leidenschaft kannte, außerdem früh und sehr glücklich verheiratet war, so ersparte ihm das Schicksal alle Jugendverirrungen, alle Zersplitterungen, jeden Kraftverlust und Zeitvergeudung. So konnte denn auch aus dem Theologen Schaeffle in verhältnismäßig jungen Jahren der Mann erstehen, der Mut, Kraft, Energie, Ausdauer genug hatte, um das Unternehmen einer Enzyklopädie der gesamten Staatswissenschaften, einer Soziologie, zu wagen. Von seiner geistigen Befähigung zu diesem Werke spricht das nächste Kapitel.

B. Die journalistische Schule.

Der Beruf, den Schaeffle schon mit 19 Jahren ergreifen mußte, war die Redaktionstätigkeit am „Schwäbischen Merkur".

Der Journalismus ist im allgemeinen eine gefahrvolle Schule. Das beständige Überspringen von einem Gegenstande zum andern, das ewige Bei-der-Hand-sein-müssen, die Notwendigkeit, über alles eine fertige Meinung zu haben, erzeugt nur zu leicht bei einem unselbständigen Geiste Oberflächlichkeit, Flatterhaftigkeit, Skrupellosigkeit und führt recht oft zu Augenblicksweisheiten, Lexikonkenntnissen, kurz — zu Geistesblitzen, im Gegensatz zur Geistestiefe, die nur ein solider, systematischer, folgerichtig sich entwickelnder Bildungsgang geben kann.

Für Schaeffle aber waren die paar Jahre journalistischer Tätigkeit von höchstem Nutzen, wie für ihn geschaffen. „Ein edler Mensch kann einem engen Kreise nicht seine Bildung danken. Vaterland und Welt muß auf ihn wirken[1]." Diese Welt, deren Einwirkung erst den Jüngling zum Manne reifen läßt, eröffnete sich Schaeffle gerade durch seinen Eintritt in den „Merkur". Denn: kleinen Verhältnissen entstammend, durch Mittellosigkeit an die heimatliche Scholle festgenagelt, sogar im Stift durch sie beengt, bedurfte er vor allem Anregung, um seinem Geiste Schwung und Kraft zu verleihen. Anregung aber gibt eine Zeitungsarbeit in Hülle und Fülle. Man muß nur ein großes Ziel vor Augen haben und sich an den Lexikonkenntnissen und der Zeitungsschnitzelarbeit nicht genügen lassen. Wer ehrlich vorwärtsstrebt und tüchtig, fleißig ist, kann in der Redaktionsstube einer soliden Zeitung manchmal mehr lernen als auf einer Hochschulbank, denn er lernt hier aus einem praktischen Bedürfnis heraus, aus dem Leben und für das Leben.

[1] Goethe, Tasso.

Schaeffle war auch als Journalist außerordentlich fleißig — er nutzte die Anregung, die ihm sein erster Beruf gab, wie kaum ein zweiter aus. Nationalökonomie, Staatsrecht, Politik, die übrigen Staatswissenschaften, und außerdem Ästhetik, Philosophie, Literatur waren die Gegenstände, die er, getrieben von jungem, gesundem Ehrgeiz, sich nun anzueignen strebte. Daß er diesen Studien nicht oberflächlich, sondern gründlich obgelegen hat, beweisen die wissenschaftlichen Artikel, die er in der Vierteljahrschrift u. a. m. veröffentlicht und die zwei Prüfungen (Doktor und das Examen zum höheren Staatsdienst), die er während dieser Zeit abgelegt hat. Aber uns interessieren hier nicht diese Prüfungen und diese Artikel, sondern, was uns diese Periode seines Lebens so bedeutend macht, ist der Umstand, daß wir in der Vielseitigkeit, zu der ihn seine Berufsarbeit geradezu zwang, den Grund zu erblicken glauben, aus dem Schaeffle, den Fangnetzen des Spezialistentums entgehend, zu einem Zusammenfasser der Sozialwissenschaften, zum Soziologen werden konnte. Daß er das werden mußte, liegt auf der Hand: in seinem Geiste immer und immer die Berührungs- und die Verknüpfungspunkte der verschiedenen Lebens- und Wissenszweige beschauend, sie miteinander vergleichend, sie gegeneinander abwägend, mußte er bald bei seiner schwäbischen Art, die zur Philosophie und Abstraktion leicht hinneigt, aus seiner inneren Entwicklung heraus auf die Idee der Zusammenfassung dieser sozialwissenschaftlichen Disziplinen kommen. So war für Schaeffle der Journalismus, der ihn von der dumpfen Atmosphäre der damaligen Hochschulen fernhielt und ihn über sie hinwegführte, die beste Schule, die es für ihn unter den gegebenen Umständen geben konnte. Darum empfiehlt er auch, trotzdem er später ein glühender Hasser der „korrupten Presse" wie kaum ein anderer (Lassalle ausgenommen) war, „jedem Jünger der politischen Ökonomie einige journalistische Lehrjahre unter anständigen

Verhältnissen, wie die, die ihm die Familie Elbe gewährt habe"[1].

C. Die Ministertätigkeit in Österreich.

Schaeffle war, wie bekannt, ein Württemberger, d. h. ein Sohn eines deutschen Mittelstaates. Zur Zeit von Schaeffles Jugend war Württemberg der im Gebiet des Zollvereins materiell am wenigsten entwickelte Staat. Rümelin schilderte im Frankfurter Parlamente die damalige Lage seines Vaterlandes mit folgenden Worten: „Die Norddeutschen, die Herren vom Freihandelsverein, kennen unser Land nicht. Sie sehen nur die schönen, rebenbegrenzten Berge und die anmutigen Täler, aber sie wissen nicht, daß um diese Berge und Täler ein verarmendes Volk wohnt, für das der Boden nicht mehr ausreicht, der es zu ernähren hat. Sie wissen nicht, daß in diesen Tälern viel tausend arbeitslose und fleißige Hände sind, die nichts weiter verlangen, als daß sie wenigstens an den Hemden und Kleidern, die sie auf dem Leibe tragen, den Lohn der Arbeit selber verdienen. Da sprechen Sie von künstlicher, unnatürlicher Industrie, die wir auf Kosten anderer gründen wollen, während wir nur eine kurze, vorübergehende, mäßige Nachhilfe wünschen, damit unserem Volke neue Erwerbszweige geschaffen werden. Wir wollen, wenn einmal die Maschinen viele Gewerbe zugrunde richten, daß es wenigstens die eigenen Maschinen seien, die dieses tun[2]."

Nun, die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts waren besonders ungünstig für Württemberg: in der Mitte dieser Periode hat eine furchtbare Kartoffelkrankheit, gegen das Ende haben die politischen Unruhen seinem Handel und Gewerbe arg zugesetzt, sie geradezu ins Stocken gebracht, aber auch nachher, als sich Industrie und Handel

[1] Schaeffle, Aus meinem Leben, I. Bd., S. 42.
[2] Reden und Aufsätze. I. Bd., Jahrg. 1875.

von diesen Schlägen erholt hatten, blieb Württemberg überwiegend Agrarland. Ein Agrarland mit Zwergwirtschaft und Übervölkerung; als solches schildert es wenigstens im Jahre 1863 das statistisch-topographische Bureau im Werke „Das Königreich Württemberg"; es sagt: „Diese starke Bevölkerung ist zwar nach der einen Seite das schlagendste Zeugnis für die Fruchtbarkeit dieser Landesteile und den Fleiß ihrer Bewohner, sie ist aber darum keineswegs im allgemeinen als ein günstiges Symptom für die Zustände des Landes zu bezeichnen. Denn sie ist zugleich teils Grund und teils Folge der Zwergwirtschaft und ihrer Übel, die Quelle der starken Auswanderung und vieler anderer unerfreulicher sozialer Erscheinungen"[1]. —

Die ganze Bevölkerung Württembergs umfaßte in den sechziger Jahren: 1861 = 1 720 000, 1867 = 1 770 396, jetzt (1890) = 2 036 522 Seelen. Stuttgart hatte zu jener Zeit 61 314, Tübingen 8709 Einwohner[2]. Eine kleine Welt! Der Druck eines materiell beschränkten Lebens lag auf allem und jedem, und wer Mut, Talent, Ehrgeiz und Kraft hatte, mußte sich aus dieser Enge loszureißen streben. Tatsächlich haben auch alle bedeutenden Männer Württembergs, deren Zahl für dies kleine Ländchen wirklich erstaunlich ist und deren Namen zu den besten Deutschlands gehören (man denke nur an die von Schiller, Kepler, Hegel, Schlegel, Vischer, Mörike u. a. m.), sehr früh den heimatlichen Boden verlassen, um erst in der Ferne berühmt und groß zu werden. Freilich ist dieser Zug nicht spezifisch württembergisch, sondern eher überhaupt „deutsch". Fichte meint: „Alle großen Literaten sind gewandert, keiner ist in seinem Geburtslande zu etwas gekommen. Dies lag teils in der Anlage: Der erste Zug des besseren Deutschen ist ein Sträuben gegen die Enge des Geburtslandes. Sodann — konnte auch nur im Auslande

[1] S. 312.
[2] Königreich Württemberg, 1863.

das Talent sich entwickeln, von seiner Volksunmittelbarkeit sich losschälen und zu seiner höheren Allgemeinheit kommen. So Leibniz, Klopstock, Goethe, Schiller, die Schlegel. Nur Kant macht eine Ausnahme[1]."

Auch Schaeffle wanderte; er zog, wie bekannt, einem Rufe als Professor folgend, nach Wien aus.

Im Gegensatz zu Württemberg war Österreich mit seiner über 20 Millionen zählenden Bevölkerung (1869 = 20 394 980) schon damals ein Großstaat. Dieser Großstaat war zwar auch noch überwiegend Agrarland, aber in diesem Falle bedeutet die Größe fast alles! Zwischen dem kleinen Württemberg und dem mächtigsten Rivalen Preußens lag eine Distanz von sehr beträchtlicher Größe. Aber noch bedeutender war der Unterschied zwischen Wien und den Städten, die Schaeffle bis jetzt gekannt hatte. Wien 1869 = 632 127 Einwohner[2] in seinen Mauern beherbergend, war für die damaligen Verhältnisse eine Stadt von imponierender Größe, eine richtige Großstadt. Unsern Schaeffle, der bis jetzt ein Kleinstädter gewesen war, mußte Wien, diese rege Handels- und Börsenstadt mit ihrem Reichtum an Menschen, an schönen Gebäuden, an Lebensentfaltung einfach hinreißen. So viel Reichtum und so viel Elend (nicht Proletarierelend in unserem heutigen Sinne, kein Fabrikarbeiterelend — so viel Fabriken gab es damals in Wien selbst noch nicht —, sondern Handwerkerelend, richtiges Großstadtelend mit allen seinen Schattierungen), auf einen Fleck zusammengetragen, hatte er noch nicht erlebt. Mit dem wahren Eifer eines Soziologen studiert er nun hier die markanten Erscheinungen dieser reich, bunt, kraftvoll sich vor ihm auftuenden neuen Welt. Den Puls des Lebens,

[1] Fichte, Gesammelte Schriften. Veit 1845, 7. Bd., S. 572: „Politische Fragmente".

[2] Berlin hatte 1867 = 702 437; Paris 1866 = 1 825 274. Conrad, Statistik, 1899, S. 54.

den er immer bestrebt war zu fassen — hier hat er ihn erhascht. Darum war für ihn auch das Ministerportefeuille, das ihm bald in den Schoß gefallen ist, nicht die Befriedigung seines Ehrgeizes, seiner Ämter- oder Ruhmsucht, wie manche meinten; Schaeffle hatte diese Schwächen nicht, sondern es bedeutete für ihn viel, viel mehr, nämlich die Erfüllung seines glühenden Wunsches, einmal die Welt, einen Mikrokosmus in seiner unmittelbaren Nähe, sozusagen unter dem Seziermesser eines Soziologen, beobachten zu dürfen. Die theoretischen Grundlagen zu einer Soziologie hat Schaeffle sich in den Jahren seiner journalistischen Tätigkeit und während der Professur in Tübingen erworben; die Anlagen dazu, den Geist, der auf das Ganze gerichtet ist, brachte er von Haus aus mit, die Weihe zu einer solchen durch das Leben selbst hat Schaeffle erst in Wien durch die (wenn auch kurze) Zeit seiner Ministertätigkeit bekommen. So war für Schaeffle die Periode „Wien" der letzte Strich, den er brauchte, damit aus dem Nationalökonomen und Staatsrechtler Schaeffle der erste deutsche Soziologe sich entwickeln konnte. Tatsächlich lebte er seit diesen Jahren der Erfahrung zurückgezogen in Stuttgart, sein Leben der Ausarbeitung seiner Ideen widmend.

§ 3.

Innere Einwirkungen auf Schaeffles Charakterbildung.

Daß ein Mensch das, was er ist, nicht aus sich selbst wird, — ist ein alter, ja trivialer Satz; und doch ist er, wie so viele oft zitierte Sätze, die Allgemeingut geworden sind, trotz der Verachtung, die im Worte „trivial" liegt, nicht minder wahr. Denn, wer ist aus sich selbst groß geworden? Wer kann seine geistige Ursprünglichkeit in allen Fällen beweisen? Selbst Goethe nicht — er sah es selbst am

klarsten —, nicht umsonst stammt der pessimistische Satz: „Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken, das nicht die Vorwelt schon gedacht“ von ihm. Also, niemand ist im letzten Grunde originell: jeder schöpft aus dem Leben der ihn umgebenden Welt, jeder aus Büchern, jeder aus den Beziehungen zu einzelnen Menschen. Was dennoch unsere Eigenart ausmacht, ist nur eine bestimmte Nuance, der letzte Strich, den wir dem Erlebten, Gesammelten, Gesehenen geben, damit es aus einem Fremdtum unser Eigentum wird.

Selbstverständlich ist auch Schaeffle durch die ihn umgebende Welt, durch Menschen und Bücher beeinflußt worden. Das Milieu zum Beispiel hat ihn zum Großdeutschen gemacht, denn Württemberg war fast bis gegen das Ende der sechziger Jahre durch und durch großdeutsch. „In Württemberg“, sagt Rümelin, „war die öffentliche Meinung entschieden großdeutsch, teils aus demokratischen, teils aus konfessionellen und partikularistischen Motiven[1].“ Rümelin selbst wurde wegen seiner kleindeutschen Gesinnung, die er im Frankfurter Parlament vertreten hatte, als Abtrünniger, als Volksfeind[2] in seiner Heimat empfangen. Die Sympathie für Österreich war aber in Württemberg so stark, daß selbst der „kleindeutsche“ Rümelin ihr nicht entgangen ist, sonst könnte er nicht von Wien, als dem Mittelpunkt von 36 Millionen Menschen, der berühmten, hoffnungsreichen Weltstadt des europäischen Morgenlandes sprechen. „Dorthin an die Ufer der Donau,“ fährt er weiter fort[3], „wo die größte deutsche Stadt an der Grenzscheide von vier Nationen in einem vorspringenden Winkel

[1] Rümelin, a. a. O.

[2] „In dem stark demokratischen und großdeutsch gesinnten Württemberg war dies Bekenntnis zu Klein-Deutschland und Preußens Hegemonie wie ein Funke ins Pulver geworfen.“ Schäfer, Herausgeber von den Werken Rümelins.

[3] Rümelin, Paulskirche, S. 107.

deutscher Zunge liegt, hat die Geschichte eine handgreifliche Aufgabe gelegt, deren Lösung bis jetzt kaum begonnen hat. Dort soll in einem großen, freien Völkerbund auf der Grundlage der Gleichberechtigung aller Nationen, nicht durch äußere Herrschaft, sondern durch friedliche, neidlose Propaganda der Bildung, des Handels, der Kolonisation, der geistigen Überlegenheit das deutsche Volk seine Eroberungen machen.“ —

Großdeutsch, stark demokratisch, föderalistisch war Württemberg, großdeutsch die Nachkommen der Allemannen, dieses „unfügsame, trotzige, freiheitliebende, zur politischen Absonderung geneigte württemberg'sche Volk“, und großdeutsch war auch unser Schaeffle, als echter Sohn seines Vaterlandes, als echter Schwabe, im guten Sinne dieses Wortes. Schaeffle war nur nie Partikularist, und daß er es nicht war, verdankt er vor allem dem Einfluß des großen Verlegers Johann Georg v. Cotta, dann seinen Reisen und nicht zuletzt seiner Wissenschaft.

Was den Einfluß der Literatur anbetrifft, so muß man unterscheiden: 1. den Einfluß, den auf ihn die allgemeine Wissenschaft, die Philosophie, ausgeübt hat und 2. den der Fachliteratur.

1. Einfluß der Philosophie.

Schaeffle ist ein philosophischer Kopf, ein Denker. Darin stimmen alle Urteile überein. Schmoller nennt ihn[1] einen „spekulierenden Kopf“, und obgleich er ihm die Würde eines philosophischen Denkers abspricht, weil Schaeffle, nach seiner Meinung, kein eigentlicher Gelehrter, kein untersuchender Forscher, sondern ein Glückskind[2] ist, dem immer etwas Bedeutendes einfällt, so anerkennt er doch seine „universale philosophische Bildung, die un-

[1] Schmoller, Zur Literaturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften, S. 226/227.

[2] S. weiter unten S. 39.

gewöhnliche spekulative Kraft seines Denkens, den geistvollen, weiten Blick, die Gabe der Intuition, die an seinen großen Landsmann Schelling erinnert, die reiche, produktive, gestaltungsfähige Phantasie, die seltene Fähigkeit rascher und umfangreicher Rezeption, einen nichtruhenden Fortschrittstrieb, der auch die eigenen früheren Aufstellungen immer wieder in Frage stellt"[1]. Sollte Schmoller, nachdem er alle diese Prädikate, die ganz vorzüglich auf einen Philosophen und Denker passen, auf ihn gehäuft, Schaeffle nur darum den Titel eines Philosophen versagt haben, weil er ein Autodidakt war, und die Zunftlaufbahn eines Professors von der akademischen Lehrlingsschaft des Privatdozenten bis zum Gesellentum des Extraordinats (in Schaeffles Sprache[2] gesprochen) nicht durchgemacht hat? Nun, wie es auch sei, Schaeffle war ein Philosoph, ein Sozialphilosoph und Denker. Sein System, seine Erklärung des Weltganzen, haben wir in dem höchst verdienstvollen Entwurf einer Soziologie, in „Bau und Leben des sozialen Körpers".

Eine ganz andere Frage ist freilich die: ob Schaeffle als Philosoph, als Denker originell, selbständig, ursprünglich war? Diese Frage glauben wir verneinen zu müssen: Schaeffle steht in seinen philosophischen Spekulationen vollständig auf dem Boden von Lotze, Lange und Darwin. Ihm gehört nur die philosophische Anwendung und die konsequente Durchführung des Entwicklungsgedankens auf das gesamte Gebiet der Sozialwissenschaften. Unserer Ansicht nach — und nicht nur unserer allein — eine philosophische Tat.

Zur Philosophie kam Schaeffle, wie so mancher zu ihr kommt, — nicht durch regelmäßige, systematische, philosophische Bildung in der Jugend, sondern durch ein prak-

[1] Schmoller, a. a. O., S. 226/227.
[2] Aus meinem Leben, I. Bd., S. 78.

tisches Bedürfnis in den reiferen Jahren. Schaeffle erzählt in seiner Autobiographie, wie ihm auf der Schulbank die philosophischen Fächer durch die Epigonen von Hegel, die damals alle Katheder der Philosophie innehatten, verleidet wurde. „Sehr lebhaft", schreibt er, „sind mir in der Erinnerung die ersten drei Stunden Vorlesung über Psychologie geblieben, in welchen der Ordinarius das „Wesen der Seele" als „Identität der Spontanität und Rezeptivität" begreiflich machte. In der ersten Stunde ging mir das Mühlrad im Kopf herum, in der zweiten begann der Respekt zu weichen, in der dritten wurde mir klar, daß ich Spontanität unter dem Namen Willen stets gehabt und empfindend längst „rezipiert" hatte. In die vierte und alle folgenden Stunden bin ich dann nicht mehr hingegangen.[1]"

Auf diese Weise ist es wohl zu erklären, daß Schaeffle dem unmittelbaren Einflusse seines genialen Landsmannes Hegels entgangen ist. Ganz entgangen ist er ihm freilich nicht: Der Hegelianismus lag, wie W. Lang[2] treffend sagt, damals in der Luft, und Schaeffle ist zu ihm — nur vom Wege des dogmatischen Hegelianismus durch die kopfzerbrechende und verwirrende Terminologie zurückgestoßen — auf dem des ästhetischen eines Friedrich Vischer angelangt, dessen Lehre, „daß die Welt in ihrem Wesen ein lebendiger Prozeß und nichts anderes ist", ihm zum Wegweiser durch die Erscheinungswelt wurde.

Von den früheren Denkern hat auf Schaeffle am meisten der Theosoph Baader gewirkt. Baader predigte die Philosophie der Vermittlung aller Gegensätze („er verwirft", sagt von ihm sein Biograph, „den ausschließlichen Sensualismus wie den ausschließlichen Ideologismus, den ausschließlichen Empirismus wie den ausschließlichen Apriorismus, den Skeptizismus wie den blinden Glauben, den

[1] Aus meinem Leben, I. Bd., S. 20.
[2] Biographisches Jahrbuch, 1903.

einseitigen Realismus wie den einseitigen Idealismus, den Naturalismus wie den Panlogismus, die Atomistik wie die Monadologie, den Pantheismus wie den Deismus, die Verabsolutierung des Staates wie der Kirche, den Revolutionismus wie den erstarrten Konservatismus")[1]. Dies hat Schaeffle stark beeinflußt und bei ihm die ruhig abwägende Art erzeugt, die er im Methodenstreit, in dem der Wertlehre usw. später verwerten konnte. Aber, wie gesagt, zur Philosophie selbst hatten ihn das Leben und seine Arbeiten gebracht, und da waren es Lotze und Lange, von denen er angeregt und gefördert wurde.

2. Einfluß der Fachliteratur.

Es war ein Glück für Schaeffle, daß er als Autodidakt zum Studium der Nationalökonomie kam; dadurch konnte er der damals herrschenden Schule der „nur Freihändler" entrinnen und mit der gemäßigten Kritik dieser Lehre, wie sie durch Hildebrand und Roscher vertreten ward, von Anfang an beginnen. Auch sein Landsmann Friedrich List war für ihn von großem Nutzen, da Schaeffle, von der blinden „Tausch-Tausch"-Verehrung nicht befallen, keine Ursache hatte, sich für die übers Ziel schießende Kritik Lists zu begeistern: er konnte sich dafür desto ruhiger das Berechtigte an dieser Kritik merken und von ihr belehren lassen. Durch diesen Studiengang ist Schaeffles Stellung in der Nationalökonomie bedingt worden: frei von den Einseitigkeiten der Freihandelschule, aber ebenso frei von denjenigen des „jüngeren Historismus", konnte er ruhig das gesamte Gebiet der Volkswirtschaft überblicken und, unbeirrt von irgendwelcher Parteischablone, den Sozialdemokraten wie den Schutzzöllnern gerecht werdend, sein System der Organisation der menschlichen Wirtschaft langsam ausbilden. Schon in seinem Artikel „Abbruch und Neubau der Zunft" vom Jahre 1856 merkt man, wo er hinaus will: er möchte, die Errungenschaften des freien Verkehrs behaltend, die Volkswirtschaft die Richtung der genossenschaftlichen Organisation einschlagen lassen.

[1] Fr. Hoffmann, Allg. deutsche Biographie, Bd. I, S. 717.

Den letzten Punkt resumierend, können wir wohl sagen, daß Schaeffle zu denjenigen Denkern gehört, die, den Lärm der „Schulen"gründung vermeidend, still, aber mit warmer Begeisterung für ihre Wissenschaft ihre Pflicht tun, d. h. den mühseligen, schwierigen Weg der wissenschaftlichen Erkenntnis weiter, ebner, glatter, leichter, aussichtsreicher zu machen suchen. Daß er das erfolgreich getan hat, beweisen Männer wie Wagner und Bücher, die, ohne direkt seine Schüler zu sein, ihm mannigfaltige Anregung in vieler Richtung verdanken und Schaeffle zeitlebens und über seinen Tod hinaus eine herzliche Verehrung und Anerkennung bewahrt haben; und Wagner und Bücher gehören unstreitig zu unseren bedeutendsten lebenden Nationalökonomen.

II. Kapitel.

Schaeffles Weltanschauung.

§ 1.

Von seinem philosophisch-soziologischen Geiste.

Bevor wir zu unserer eigentlichen Aufgabe — der Darstellung Albert Schaeffles als Theoretiker der Nationalökonomie — übergehen, möchten wir in diesem Kapitel seine Bedeutung als Soziologe wenigstens andeuten. Diese Andeutung ist u. E. um so berechtigter und angebrachter, als Schaeffle vor allem als Soziologe für Deutschland bahnbrechend war und mit seinem Werke „Bau und Leben des sozialen Körpers" den ersten Baustein zur Gründung einer deutschen Soziologie gelegt hat, und zweitens, weil

der Soziologe Schaeffle den Nationalökonomen Schaeffle sehr beträchtlich beeinflußte.

Nicht, daß „Bau und Leben" als vollständiges System der Soziologie gelten kann; das beanspruchte Schaeffle selbst nicht, — er sagt von sich im „Abriß der Soziologie", einem erst nach seinem Tode von Karl Bücher herausgegebenen Werke, daß „er (Schaeffle) sich bewußt sei, vor dreißig Jahren mehr nicht als einen Anfang vollständiger Beschreibung und Klassifikation der gemeinsamen Tatsachen aller sozialen Einzelwissenschaften versucht — nur versucht" zu haben. Allein eben als solch erster Versuch der Systematisierung des ganzen Tatsachenmaterials über die und von der menschlichen Gesellschaft, als erste „Grundlegung" einer neuen, von vielen überhaupt abgelehnten Wissenschaft, der Soziologie, ist es gewürdigt und anerkannt worden.

Schon auf den vorhergehenden Seiten dieser Studie haben wir wiederholt konstatieren müssen, daß Schaeffle einen starken Drang nach der Erfassung der ganzen ihn umgebenden Welt hatte, und daß dieses Streben nach der Erkenntnis und Erklärung des Weltganzen durch sein Naturel, durch die Eigentümlichkeit seiner Begabung, durch seinen Bildungs- und Lebensgang bedingt war.

So hat er früh, noch in der Zeit, in der in Deutschland der extreme „Historismus" uneingeschränkt herrschte, in der Zeit der reinen Tatsachen und nur Tatsachen-Forschung und des völligen Mißkredits jeder Spekulation und damit jeder Philosophie[1], nach einer einheitlichen Erfassung der menschlichen Gesellschaft, nach einer Enzyklopädie der Gesellschaftswissenschaften gesucht. Er charakterisiert selbst dieses sein Streben in „Bau und Leben" folgendermaßen: „bei voller und aufrichtiger Anerkennung dessen, was geleistet ist, wird man dennoch bei längerer Beschäftigung mit diesen verschiedenen Wissenszweigen (Kulturgeschichte, Theologie, Moral, Literatur-Kunstwissenschaften, Jurisprudenz und Staatslehre, Nationalökonomie usf.) sich bald überzeugen, daß in dem damaligen Stande der Sozialwissenschaften zwei große Lücken klaffen. Es mangelt an Einheit bei weit getriebener Vereinzelung und Zerstückelung der Forschungsgegenstände durch Spezialdisziplinen, welche voneinander nicht Notiz nehmen. Zweitens gebricht es an elementarer Zusammenfassung der einfachen, aber allgemeinen Grunderscheinungen, welche dem Bau und Leben der verschiedenen großen Sozialorgane der Volkswirtschaft, der Technik, dem Staat, der Kirche usw. gemeinsam sind. Gegenüber der überwuchernden Spezialistik und gegenüber dem Mangel an genereller Zusammenfassung der gleichartigen Grunderscheinungen strebt nun dieses Werk einerseits nach systematischer Einheit in der Wechselbeziehung der besonderen, aber komplexen Spezialerscheinungen (Staat, Kirche, Volkswirtschaft usw.), anderseits nach einem umfassenden freien und weiten Horizont für die Gesamtbetrachtung der einfachen, aber allgemeinen, in allen Sozialsphären wiederkehrenden Grundeinrichtungen und Grundverrichtungen[1]." — Schaeffle spricht oft von einer „zerfahrenen"[2], „selbstzufriedenen"[3] Spezialistik, von der beschränkten Kleinigkeitskrämerei[3] und Kleinmeisterei[4] der Spezialisten, die seinem philosophischen Geist fremd und zuwider sind.

Georg von Mayer nennt Schaeffle in der Festgabe für Albert Schaeffle zu seinem 70. Geburtstage[5] wegen seiner „neben der sorgsamen Feststellung

[1] Paulsen, Einleitung in die Philosophie.

[1] Bau und Leben, I. Aufl., I. Bd., S. 52.
[2] A. a. O., S. 55.
[3] Artikel „Literatur", Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, B. 35, 1879.
[4] A. a. O., S. 56.
[5] 24. II. 1901, Tübingen, Laupps Verlag.

das Ganze zielbewußt im Auge „behaltenden“ unermüdlichen Forscherarbeit“, einen „erfolgreich tätigen Forscher, Ordner und Klärer, der nicht bloß als Steinbrecher und Steinhauer, sondern als ein Architekt des großen Palastes der Wissenschaften“ sich hervorgetan hat. Diesen großen Zug in ihm findet aber nicht allein G. v. Mayer, sondern auch Othmar Spann charakterisiert „Bau und Leben“, das Werk, in dem am meisten dieser Zug zum Ausdruck kommt, als „ein Werk von tiefem, philosophisch-religiösem Grundzuge. Es ist das gesellschaftliche Leben als Weltbestandteil, das darin festgehalten wird, es ist das echt philosophische Verlangen nach einem prinzipiellen Sichzurechtfinden in der weiten Welt der Beziehungen des menschlichen Lebens zur Natur, das darinnen waltet“[1]. Und auch Karl Bücher spricht von Schaeffle als von einem, dessen Arbeiten „. . . . nicht den zierlichen Mosaikarbeiten, wie die zünftige Gelehrsamkeit in geduldsamer Kleinmeisterei am Studiertische sie hervorbringt,“ gleichen; vielmehr „türmt er gewaltige Felsstücke aufeinander, fast unbehauen, ohne verbindenden Mörtel, wie zu einem starken Festungsbau, der den Stürmen der Zeiten trotzen soll“[2].

Ein Zug ins Große war also Schaeffle eigen, ein Zug ins Allgemeine, ins Soziologische, wenn man sich so ausdrücken darf, so daß oft dieses Allgemeine, Soziologische den Fachmann in ihm — den Nationalökonomen, den Staatswissenschaftler — fast übertönte.

So sagt recht treffend Hermann Losch, daß bei Schaeffle das „Soziologische oft das Kühlökonomische überwucherte, die konkreten Wirtschaftseinheiten traten nicht mit der nötigen Schärfe in rein wirtschaftlich begrenzten Umrissen hervor. Hier waren die Spezia-

[1] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, 1904.
[2] Soziologie, S. VII.

listen ihm überlegen. Sie begrenzten ihr Gesichtsfeld, sie griffen einzelne Berufe, Gegenden, Industrien, rechtlich-wirtschaftliche Körper heraus und verfolgten sie bis in das Detail ihrer Unterlagen und Wirkungen. Schaeffle sah sich in dieses Zeitalter, in welchem die deskriptiven und historischen Monographien in geschlossenen Phalangen allüberall emporwuchsen und die Gesamtauffassung zu ersticken drohten, nicht ohne starke Befürchtung hineinragen“[1].

§ 2.

Die Einwirkung des Soziologen Schaeffle auf den Nationalökonomen oder vom Begriff und Stellung der Volkswirtschaft im soziologischen System von A. Schaeffle.

War Schaeffle vor allem Philosoph und Soziologe, so ist es natürlich zu erwarten, daß er auch als Nationalökonom stark unter dem Einfluß seiner soziologischen und philosophischen Weltanschauungen gestanden haben muß. Und tatsächlich faßte er auch, obgleich er Nationalökonom vom Fach war, die Volkswirtschaft als Soziologe auf. Sie (die Nationalökonomie) war ihm immer nur ein Teil von dem großen Ganzen — der Wissenschaft von der menschlichen Gesellschaft überhaupt. Er sagt geradezu in seinem letzten Werke, der „Soziologie“: „eine zureichende Volkswirtschaftslehre rein für sich gibt es nicht. Nur als Glied der Soziologie ist eine vollständige Nationalökonomie möglich“[2]. —

Aber auch schon viel, fast eine ganze Generation, früher, vertrat er ganz dieselbe Ansicht. In einer Rezension des Buches von Ratzinger „Volkswirtschaft in ihren sittlichen

[1] Schwäbischer Merkur, 5. III. 1904.
[2] A. a. O., S. 113.

Grundlagen" schreibt Schaeffle: „aber alle ohne Ausnahme könnten von ihm (Ratzinger) lernen, wie sehr die „Wissenschaft" der Nationalökonomie in Mißkredit gekommen ist und wie sehr sie im Mißkredit bleiben wird, wenn man es nicht endlich allgemein aufgibt, die Erscheinungen des materiellen Unterhaltes der menschlichen Gesellschaft als eine Welt für sich, losgelöst von allen übrigen Lebensgebieten und sozialen Einflüssen, aufzufassen"[1].

Schaeffle selbst vernachlässigte diesen Zusammenhang nie. Schon als junger Mensch faßt er die Nationalökonomie als Wissenschaft vom „gesellschaftlichen System der menschlichen Wirtschaft" auf, und die „national- oder sozialökonomischen Kategorien" gingen ihm immer den privatökonomischen vor[2]. „Der Sozialstoffwechsel als Ganzes steht über seinen Gliedern, den einzelnen Familien-, Privat- und Anstalts-Wirtschaften", meint er in „Bau und Leben"[3]. Sozialstoffwechsel nannte er früher, wo er noch biologische Analogien zur Veranschaulichung gebrauchte, die Volkswirtschaft, jetzt, im „Abriß der Soziologie", nennt er sie mit Vermeidung jedwedes Bildes „soziale Sachgüterversorgung des Volkes"[4].

Aber, wie immer er sie auch nennt — ob „Sozialstoffwechsel", oder „soziale Sachgüterversorgung" —, immer ist sie ihm nur ein Teil des Ganzen, der Wissenschaft von der menschlichen Gesellschaft, der Soziologie, und er warnt ausdrücklich vor der Verwischung der Grenzen zwischen der Soziologie und der Volkswirtschaft, wodurch man die letztere zur Allwirtschaftslehre, zum „Panökonomismus"[4] erweitere und so die Soziologie in der Volkswirtschaftslehre

[1] Artikel „Literatur", Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, Bd. 38, 1882.
[2] Bau und Leben, II. Bd., II. Aufl., S. 197.
[3] S. 196.
[4] Soziologie, S. 155.

untergehen lasse. Was versteht aber Schaeffle unter Volkswirtschaft? Und was ist „Soziologie" nach Schaeffle?

Volkswirtschaft ist für ihn die durch gesellschaftlich-menschliche Lebenskräfte für gesellschaftlich-menschliche Lebenszwecke organisierte materielle Güterversorgung eines Volkes. Sie ist „der mit Rücksicht auf geringste Kosten und größten Nutzen geregelte Gesamtstoffwechsel aller sozialen Einheiten, der Inbegriff der so geregelten materiellen Gesamtbefriedigung des Gesellschaftskörpers"[1]. Die Lehre von diesem Gesamt- oder, wie er es anderswo nennt, Sozialstoffwechsel ist die Nationalökonomie oder Volkswirtschaftslehre[2].

„Die materielle Gesamtbefriedigung des Gesellschaftskörpers"?

Was ist denn dieser Gesellschaftskörper?

Die Gesellschaft, antwortet[3] Schaeffle, ist ein Körper besonderer Art; sie ist Körper „nicht im Sinne der beseelten Leiblichkeit des Tieres, nicht biologischer Organismus, auch nicht Körper im Sinne von Aggregaten der anorganischen Natur. Sie ist geistig, bewußt ausgewirkte Personen- und Besitzerscheinung, ein Körper, welcher im Bereiche aller zoologischen Erscheinungen bis vor den Menschen hin seinesgleichen nicht findet. Die Gesellschaft ist kein Naturerzeugnis, nicht „geworden", sondern „gemacht", gemacht durch die verbundene Geistestätigkeit der Individuen, welche in ihr zu Gemeinschaften und in Verkehren verbunden sind."

Diese Gesellschaft mit ihren Trägern — Subjekten der Geistestätigkeit (dem Machen und Werten, Schaffen und Brauchen) und den Objekten dieser Tätigkeit — den Gütern = Besitzerscheinungen, wie Schaeffle sie nennt — ist Gegenstand einer ganzen Anzahl von Wissenschaften,

[1] Bau und Leben, II. Bd., II. Aufl., S. 223.
[2] Bau und Leben, II. Bd., II. Aufl., S. 198.
[3] Soziologie, S. 47.

die, nach Schaeffle, voneinander nichts wissen wollen und durch diesen „Mangel einheitlicher Auffassung ... vor ihren Bäumen den Wald nicht sehen und überall an den Grenzlinien gegeneinander der Sicherheit und Klarheit in höchst bedauerlichem Maße“[1] entbehren. Um diesem Mangel einheitlicher Auffassung abzuhelfen, um die „zerfaserten“, „zerhackten“ Einzelwissenschaften zu einer Einheit zu bringen, greift Schaeffle zur Bildung einer Philosophie der besonderen Gesellschafts-Sozialwissenschaften, zur Bildung der Soziologie oder der Sozialwissenschaft. Die Philosophie der besonderen Sozialwissenschaften ist also Soziologie. Diese Formulierung gibt Schaeffle im „Bau und Leben“. „Eine allgemeine Soziologie, sozusagen eine Philosophie der besonderen Sozialwissenschaften, soweit solche beim heutigen Stande der einzelnen gesellschaftlichen Disziplinen überhaupt schon versucht werden kann, will in diesem Werke gegeben werden[2].“ Eine neue, andere Formulierung haben wir im „Abriß der Soziologie“ nicht gefunden.

Ob diese Formulierung richtig ist, ob eine solche Philosophie der Einzelwissenschaften möglich ist, ohne daß sie „in eine uferlose Forschungs- und Sammelarbeit, die alle möglichen Arten sozialen Wissens zusammenträgt und in einer Art von Extrakt aus allen gesellschaftswissenschaftlichen Einzeldisziplinen“[3] ausartet, können wir nicht entscheiden. Schaeffle meint, daß dies möglich sei, Gothein[4], Simmel[5], G. v. Mayer[6] und viele andere halten es für unmöglich — wer recht hat, ist, wie bemerkt, schwer zu sagen; aber eins ist sicher — daß nach dem Eintreten der Reaktion

[1] Bau und Leben, I. Bd., II. Aufl., S. 2.
[2] Ebenda, S. 1.
[3] G. v. Mayer, a. a. O., S. 351.
[4] Handb. d. Staatsw., Art. „Gesellschaft“.
[5] Problem der Soziologie. Schmollers Jahrb., Jahrg. 18.
[6] A. a. O.

gegen die extreme historische Richtung mit ihren unzähligen Monographien von Jüngern der Nationalökonomie, die sich nicht einmal Zeit lassen, um über den Zusammenhang des Gegenstandes ihrer Forschung mit den großen Problemen der Volkswirtschaft nachzudenken, eine Sehnsucht nach einer Zusammenfassung, nach einer Enzyklopädie der sozialen Wissenschaften unverkennbar ist.

Aber kehren wir zu Schaeffles Gesellschaftskörper und weiter zur Soziologie und Volkswirtschaft zurück.

Der Gesellschaftskörper, der soziale Körper, ist, wie wir sahen, bewußt ausgewirkte Personen- und Besitzerscheinung, „ein aufsteigend komplexer Aufbau aus zwei Elementen, aus Personen und Gütern, aus Bevölkerung und aus Volksvermögen[1]“. Diese Personen sind nicht bloß „natürliche Personen mit ihrem Besitz, sondern ... auch ... handlungsfähige Personenverkörperungen, Gemeinschaften oder Samtpersonen mit Gesamtbesitzen. Alle Personen befinden sich in geistiger Wechselwirkung und unterhalten Verkehre[2].“

Außer der Zusammensetzung des Gesellschafts-, Sozialkörpers oder des Volkes (der Begriff des Volkes deckt sich bei Schaeffle fast vollständig mit dem der Gesellschaft[3]) unterscheidet Schaeffle noch die „Verknüpfungen“ des Sozialkörpers. Diese Verknüpfungen sind: erstens „die Sprache, womit alle Glieder geistig eins und mitteilsam gemacht sind, zweitens gemeinsame Be-

[1] Bau und Leben, I. Aufl., I. Bd., S. 3.
[2] Abriß der Soziologie, S. 20.
[3] „Volk ist die geistig verknüpfte, ein Land behauptende, gesittungsfähige Dauer- und Massenvereinigung von Personen nebst deren zugehörigen Sachgüterausstattungen (Besitzen).
Die menschliche Gesellschaft ist der Inbegriff der in Gemeinschaft und Verkehr verbundenen Völker, die gesittete Völkerwelt.“
Abriß der Soziologie, S. 25.

wertung, nicht erst spät und nicht bloß für den Besitz, sondern von der frühesten Zeit an auch für die sich und andere schützende Person, lange bevor es Geld und einen eigentlichen Markt gibt.

Zur Sprache und Wertverknüpfung kommt drittens die der Ordnung hinzu, nämlich durch Satzung (Sitte, Recht) von der Gemeinschaft aus und durch Moral vom handelnden Subjekt aus; weitere Bindekräfte und Bindefunktionen treten, viertens, auf für den Zusammenhang im Machen: die Herrschaft oder Gewalt (Zwangsgewalt, Autorität, Besitzgewalt), ferner fünftens die Gemeinsamkeit der Werktätigkeit (Technik, Volkswirtschaft) und endlich sechstens die Raumverknüpfung als ortschaftliche Anhäufung und Transportverknüpfung, als Anhäufung von Bildung und von Vermögen (Sammlung, Vorratbildung, Melioration)[1]."

Zusammenfassend nennt Schaeffle: „Die erste Verknüpfung: die geisteseinheitliche (sprachliche, ästhetische), die zweite: die werteinheitliche, die dritte: die ordnungseinheitliche, die vierte: die gewalteinheitliche, die fünfte: die wirtschaftseinheitliche, die sechste: die raumzeiteinheitliche[2]." —

Also die Volkswirtschaft ist nur eine und nicht einmal die wichtigste von den sechs Verknüpfungsweisen der menschlichen Gesellschaft, die „wirtschaftseinheitliche", wie unser Autor sie eben bezeichnet hat. Damit ist auch die Stellung der Volkswirtschaft im soziologischen System Schaeffles gegeben — sie ist ein Teil und nur ein Teil der Soziologie, denn, wie wir oben hörten, „nur als Glied der Soziologie ist eine vollständige Nationalökonomie möglich."

---

[1] Abriß der Soziologie, S. 20.
[2] Abriß der Soziologie, S. 23.

§ 3.

Schaeffle und die Gegner der klassischen Schule.

Daß eine „vollständige Nationalökonomie nur als Glied der Soziologie möglich ist", die Auffassung der Volkswirtschaftslehre = der Sozialökonomie als Teil der Sozialwissenschaft, ist jetzt kein neuer, kein origineller Gedanke mehr — die ganze ethisch-historische Schule, vor allem ihr Führer und geistiges Haupt, Schmoller, huldigen derselben Auffassung der Nationalökonomie. Im Jahre 1883 schrieb A. Wagner in der Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft[1] „. . . es ist . . . jetzt schon so ziemlich von allen, wenigstens den deutschen Nationalökonomen der verschiedensten Richtungen anerkannt, für alle eine „Binsenwahrheit", daß man die ökonomischen Erscheinungen zu ihrer vollen praktischen und theoretischen Würdigung nicht aus der sozialen Umgebung, in der sie sich zutragen, herausreißen darf." Damit ist selbstverständlich nicht gesagt, daß Schaeffle nicht schon viel früher, selbständig, auf eigenem Wege sich zu dieser jetzigen „Binsenwahrheit" durchgerungen hat. Schaeffle war ja nach Bücher „oft theoretisch (mit wichtigen sozialen und wirtschaftlichen Zeiterscheinungen) fertig, wenn die andern sich noch erstaunt die Augen rieben[2]." Auch haben wir oben schon gezeigt, daß Schaeffles geistige Disposition, seine ganze Weltanschauung ihn zu einer solchen Definition der Volkswirtschaft führte und führen mußte. Außerdem — „aus gleichen Prämissen kommt man zu gleichen Schlüssen." Die Prämisse war: Bekämpfung des Manchestertums, der Ausartung der Nationalökonomie in eine Lehre vom Erwerb des „Reichtums", mit einem Wort — Bekämpfung der

---

[1] Literatur, Bd. 39, S. 271.
[2] Abriß der Soziologie, S. IX.

Nationalökonomie als Chrematistik, wie sie Sismondi nach Sombart[1] wohl zuerst nannte.

Diese Bekämpfung, diese Reaktion gegen die Auswüchse der klassischen Schule mit ihrer Verherrlichung des jungen Kapitalismus, trotzdem sein Siegeszug, wie bekannt, blutige Spuren hinterließ (England in den 30 er Jahren!), zeitigte als Vorläufer — Simonde de Sismondi[2] mit seinem leidenschaftlichen: „Wie, ist denn der Reichtum alles und der Mensch ganz und gar nichts?", dann Schaeffle[3] mit seiner ethisch-anthropologischen Auffassung[4], die historische Richtung der Nationalökonomie mit ihrem historisch-ethischen Standpunkt und Karl Marx mit seiner und die deutsche Sozialdemokratie mit ihrer Bekämpfung der ganzen „Bourgeoiswissenschaft". — Wir nehmen darum diese Scheidung zwischen den Gegnern der klassischen Schule einer- und Schaeffle andrerseits vor, weil Schaeffle, trotzdem er mit allen diesen Gegnern — mit Sismondi sowohl wie mit der historischen Schule, ja, wie auch mit Karl Marx und der deutschen Sozialdemokratie — etwas Gemeinsames hatte, im Grunde doch ganz verschieden von ihnen allen war, und weil wir durch das Hervorheben des Gemeinsamen wie des vielen Trennenden die Konturen der geistigen Physiognomie Schaeffles zum prägnanten Ausdruck zu bringen hoffen.

A. Sismondi.

Wie bekannt, ist es Sismondi gewesen, der, obgleich er im Anfang seiner literarischen Tätigkeit Schüler und Anhänger von Adam Smith gewesen war, den Kampf mit der „klassischen Schule" im Namen der Ethik, der Forderung der

[1] Ideale der Sozialpolitik. Archiv f. s. G., Bd. X, S. 29.
[2] Handb. d. Stw., Bd. 5, S. 678.
[3] Die Verdienste von A. Müller, Hildebrand und List sind nicht vergessen, können aber hier nicht berücksichtigt werden.
[4] Deutsche Vierteljahrschr. 1861, Heft 4.

Glückseligkeit, für die große Masse begonnen hat. Für ihn, für Sismondi, bestand das Problem des Staatsmanns darin, „die Verbindung und das Verhältnis von Bevölkerung und Reichtum zu finden, das imstande ist, das größtmöglichste Glück der menschlichen Rasse auf einem gegebenen Raume zu gewährleisten[1]." Und die Nationalökonomie ist ihm geradezu die Wissenschaft, die „sich mit der Überwachung des Glücks der menschlichen Rasse zu beschäftigen"[2] hat.

Mit Sismondi hat Schaeffle das In-den-Vordergrund-stellen des Menschen = Anthropos gegenüber dem Gute = Chrema[3] und dies eben erwähnte „Ethische" gemein. Was sie voneinander scharf trennt, ist die verschiedene Stellung, die sie dem Kapitalismus gegenüber einnehmen, wie sie, einerseits durch die Umwälzung und die Entwicklung des letzteren, andererseits durch die, als Folge dieser Umwälzung, veränderte Stellungnahme der nationalökonomischen Wissenschaft zum Kapitalismus bedingt war. Sismondi verdammt den Kapitalismus mit seinen Maschinen[4], die zu Geißeln der Armen werden, „weil er die Reichen nur reicher und die Armen nur ärmer macht"[5], und sucht nach Mitteln, um die großen Kapitalien von den Industrie-Unternehmungen abzulenken. „Ich wünsche," sagt er einmal[6], „daß die Industrie der Städte wie die des Landbaues unter eine große Zahl unabhängiger Werkstätten geteilt werde und nicht unter einem einzigen Herrn vereinigt sei, der Hunderten oder Tausenden von Arbeitern gebietet; ich wünsche, daß das Eigentum an den Manufakturen unter eine große Anzahl mittlerer Kapitalisten geteilt sei und nicht einem einzigen Menschen, dem Herrn über viele

[1] Sismondi, Neue Grundzüge, S. XXVII, Bd. I.
[2] Ebenda, S. XXVIII.
[3] Vierteljahrschrift, 1861, S. 236.
[4] A. a. O., S. XXI.
[5] Ebenda, S. XII.
[6] Dasselbe, II. Bd., S. 281.

Millionen, unterstehe; ich wünsche, daß der industrielle Arbeiter die Möglichkeit, ja die Gewißheit habe, der Teilhaber seines Meisters zu werden, endlich, daß er sich nicht eher verheirate, als bis er einen Anteil am Geschäft erhalten, anstatt daß er, wie heute, ohne Hoffnung auf Vorwärtskommen alt wird."

Während Sismondi den Kapitalismus verurteilt und sich nach der handwerksmäßigen[1] Produktion zurücksehnt, würdigt ihn Schaeffle als unbedingt höhere Stufe im Gange der menschlichen Entwicklung zur Zivilisation, zum sozialen Fortschritt. Nur einschränken möchte er ihn, nur seine Auswüchse, die er einer glänzenden Kritik in „Bau und Leben", „Kapitalismus und Sozialismus" usf. unterwirft, möchte er beseitigt wissen.

B. Die historische Schule.

Mit der historisch-ethischen Schule verbindet Schaeffle die Betonung des Satzes, daß die Nationalökonomie eine „ethische" Disziplin sei, dann das Hervorheben des Zusammenhanges der Volkswirtschaftslehre mit der Sozialwissenschaft und, wie bei Sismondi, die Erhebung des Menschen zum Zentrum der nationalökonomischen Wissenschaft.

„Die heutige Volkswirtschaftslehre ist zu einer historischen und ethischen Staats- und Gesellschaftsauffassung, im Gegensatz zum Materialismus und Rationalismus, gekommen. Sie ist aus einer bloßen Markt- und Tauschlehre, einer Art Geschäftsnationalökonomie, welche zur Klassenwaffe der Besitzenden zu werden drohte, wieder eine große moralisch-politische Wissenschaft geworden, welche neben der Produktion die Verteilung der Güter, neben den Wert-

[1] Aber nicht nach der Zunftverfassung, von der er umgekehrt meint: „Es kann sich nicht darum handeln, diese sonderbare und zur Unterdrückung neigende Wirtschaftsform wiederaufleben zu lassen." Grundsätze, II. Bd., S. 265.

erscheinungen die volkswirtschaftlichen Institutionen untersucht, welche statt der Güter- und Kapitalwelt wieder den Menschen in den Mittelpunkt der Wissenschaft stellt[1]."

Diese Worte von Schmoller sind nicht dem Stil, wohl aber dem Sinn nach den Ansichten ähnlich, die Schaeffle schon im Jahre 1861 in dem oben zitierten Aufsatze in der Vierteljahrsschrift vertrat.

Was Schaeffle von den Historikern, speziell von Schmoller, trennt, sind: 1. die Methode und 2. der Inhalt seiner Forschungen.

1. Gegensatz in den Methoden der Forschung.

Schaeffle ist nie ein einseitiger Vertreter der historischen Richtung, nie ein reiner Wirtschaftshistoriker gewesen; dazu hatte er schon zu viel Phantasie und Temperament. Ich glaube, daß die Worte, die er einmal in bezug auf die Mitarbeiter der ersten Ausgabe von Schönbergs Handbuch[2] der politischen Ökonomie gebraucht hat, auch auf ihn selbst gemünzt waren, er sagt: „einige der letzteren (der Mitarbeiter) stehen der Smithschen Richtung der Nationalökonomie mindestens nicht ferner als der „ethisch-historischen" Schule[3]." In der Tat hat Schaeffle nie an den Einseitigkeiten der Kritik, die Schmoller z. B., als Haupt der Historiker strengster Observanz, an der „klassischen Schule" geübt hat, teilgenommen. Ihm war das „laissez faire, laissez passer" eine schädliche, lästige Formel, die er tapfer bekämpfte — in seiner Jugend hat er mit den „Nichts-als-Freihändlern", den „Wirtschaftsharmonikern", mehr als eine Lanze gebrochen — aber, so wenig er aus Protest gegen den extremen Freihandeldoktrinarismus Schutz-

[1] Schmollers Jahrb., Jahrg. 6 (1897), „Wechselnde Theorien und feststehende Wahrheiten . . .", S. 260.

[2] Tübingen 1882.

[3] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, Bd. 39, S. 243.

zöllner und Staatssozialist[1] wurde, ebenso wenig ließ er sich aus Widerwillen gegen den ,,Wirtschaftsmenschen" von Adam Smith, oder die Chrematistik der Manchesterleute zur Bekämpfung und Verleugnung jeder theoretischen, abstrakten, begriffsbildenden Forschung verleiten. Umgekehrt geriet er mehr als einmal wegen methodologischer Fragen mit den Historikern, vor allem mit Schmoller, in scharfen Streit.

Wie bekannt, hat Schmoller aus Reaktion gegen die ,,Klassiker" (die nach ihm aus ungenügendem psychologischem, anthropologischem, historischem Material deduzierten und wirtschaftliche ,,Gesetze" aufstellten) jede zusammenfassende, abstrakte Arbeit, so lange nicht genügendes psychologisches, anthropologisches und historisches Tatsachenmaterial zusammengetragen sei, verpönt. ,,Dogmatische Köpfe" schalt er alle, die mit einer solchen trockenen Sammelarbeit nicht zufrieden waren, die den Flug ihrer Gedanken durch solche ,,mikrologische Detail-Forschung"[2] sich nicht beengen ließen.

Schaeffle war aber gerade auch ein solcher ,,dogmatischer Kopf", ein ,,Systematiker", und wie sonst noch Schmoller solche Köpfe zu bezeichnen pflegte.

Ihn interessierte der Zusammenhang, er konnte nicht von heute auf morgen leben, das ,,Übermorgen" reizte ihn, und er konnte sich desto weniger mit der Wirklichkeit, der ,,konkreten" Wirklichkeit, begnügen, je intensiver ihn das ,,Wohin-es-hinaus-will", die Probleme der Zukunft, beschäftigten. Er wollte die Welt in ihrem ,,Gewordensein", d. h. historisch[3], aber nicht minder in ihrem ,,Werdensdrange", d. h. politisch[3], kennen lernen. Die Bezeichnung

[1] ,,. . . ich habe die zentralistisch-bureaukratische Richtung, den sogenannten ,,Staatssozialismus", stets mit größtem Mißtrauen verfolgt . ." sagt er im ,,Votum gegen den neusten Zolltarif", S. 16.

[2] Wagner, Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, Bd. 39, S. 266.

[3] Abriß der Soziologie, S. 235. Menger, Untersuchung über die Methode . . .

,,politisch" wird von Schaeffle ,,in dem weitesten Sinn des Geschaffenwerdens aus jeder Gegenwart in jede Zukunft hinein, nicht bloß des Geschaffenwerdens im Staate"[1] gebraucht. Darum wurde er auch zum leidenschaftlichen Verfechter des teleologischen, des Zwecks-, des politischen (im obigen weiteren Sinne) Denkens neben dem kausalistischen Denken in der Staatswissenschaft, in der Soziologie und der Nationalökonomie.

Hierfür einige Belege:

Im Artikel ,,Kausalität und Teleologie in der Sozialwissenschaft", erschienen im Jahre 1880[2], schreibt Schaeffle: ,,Sieht man sich . . . in der sozialwissenschaftlichen Fachliteratur der Gegenwart um, so begegnet man da und dort einer gar so hochmütigen Erhebung der ,,historischen Methode" über die wissenschaftliche Ermittelung der Ziele und Erfolgbedingungen praktischer Staatskunst. Es gilt nicht als wissenschaftlich, die Bedingungen der Verwirklichung bestimmter Zwecke aufzusuchen. Die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Politik wird auf diesem Standpunkte förmlich geleugnet. Und bringt es dennoch einer in angestrengter Geistesarbeit zu einem größeren Zusammenhang praktischer Gedanken, welche nicht abgelehnt werden können, aber den Unfehlbaren der historischen Methode nicht gekommen sind, so sind das Zufälle im Kopf eines ,,Sonntagskindes[3]", welches das Glück hat, daß ihm stets etwas Bedeutendes einfällt; und ein Gelehrter gewöhnlichen Schlags ist man vollends gar nicht, wenn man — zugleich kausalistisch und teleologisch denkend — sogleich ein ganzes System der Sozialwissenschaft in Umrissen zu entwerfen wagt, ohne ein ganzes Leben darüber abgesessen zu haben — als ob zum gewöhnlichen Gelehrten das gehören würde, daß er sein Leben absitzt, ohne das

[1] Ebenda, S. 236.

[2] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, Bd. 36, S. 648.

[3] S. oben, S. 19.

ihm etwas Bedeutendes einfällt! In Wirklichkeit verhält sich die Sache ganz anders. Ein größerer Gedankenzusammenhang, welcher Zusammenhänge der sozialen Wirklichkeit wiedergeben und außerdem die Bedingungen praktischen Geschehens der Zukunft herausfinden will, ist niemals zu erlangen, ohne daß der Forscher zuvor in angestrengtestem Denken sich Kausalzusammenhänge des wirklichen Lebens klar gemacht und für die Kombination politischen Denkens in Reserve gestellt hat. Die „produktive Phantasie macht in der Sozialwissenschaft keinen zum Sonntagskind, welchem stets was Bedeutendes einfällt, das Sonntagskind muß kausalistisch denken gelernt und ein gelehrtes Wissen sich erworben haben."

Ebenso äußert sich Schaeffle in seiner Abhandlung „Zur Theorie der Deckung des Staatsbedarfes" im Jahre 1883: „Klugerweise sollte der Verfasser diese politische Veranlassung nicht eingestehen. Ein ähnliches Bekenntnis im Eingang seiner „Steuerpolitik" hat ihm soeben wieder Naserümpfen und offene Verweise derer eingetragen, die sich selbst als Priester der „reinen Wissenschaft" ordiniert haben. Ich kann mich darob nicht kümmern. Verfasser dieses ist trotz alledem der Meinung, daß sämtlichen Disziplinen der Sozialwissenschaft nicht bloß das Wissen vom naturnotwendigen Geschehen und Zusammensein, sondern auch und entschieden vorwiegend das Wissen vom zweckbewußten Handeln und Machen, vom Wollen und Sollen, von selbsttätigem Zusammensein in sittlicher Gemeinschaft obliegt. Teleologie gewinnt neben der Kausalforschung breiten Raum in jeder Sozialwissenschaft, wie man bald wieder allgemein zugeben wird. Verfasser wenigstens kann nicht von der Ansicht lassen, daß jene „reine Wissenschaft", welche dem teleologischen, also auch dem

politischen Forschen auf sozialwissenschaftlichem Gebiete die wissenschaftliche Dignität abspricht, nur in der Verzweiflung ihrer Unklarheit sich selbst abschätzt[1]."

Und, endlich, auf die Gefahr hin, weitschweifig zu werden, müssen wir noch folgendes Zitat, das bekannter als die zwei ersten ist, hier einfügen: „Ein armer oder mutloser Geist ist jeder Diener der Sozialwissenschaft, der nicht zugleich im Dienste der Weiterführung der zivilen Schöpfung arbeitet, der es nicht vermag oder es nicht wagt, von der Kenntnis des Gewordenen und Gegebenen aus wissenschaftliche Gesichtspunkte für die Werkführung des Fortschrittes in irgendwelcher Sphäre der Zivilisation aufzustellen. Allen Spöttern zum Trotz wird der sozialwissenschaftliche Forscher von dem, was geworden, nach dem ausschauen, was erst geschaffen werden soll, und seine Mitbürger — von den obersten Werkführern des Gesellschaftsausbaues, den Staatsmännern, an — werden in jeder Krisis von ihm praktische Urteile und Vorschläge verlangen und dankbar sein, solche bei ihm zu finden ... Kein Bürger, am wenigsten der Forscher, darf diesen Ehrgeiz („Erforscher des Seienden, Macher des Seinsollenden" zu sein) fahren lassen. „In der Bewegung der sittlichen Welt die neuen Gedanken zu ahnen, auszusprechen, zu verwirklichen, ist die geschichtliche Größe. Sie besteht darin, Namen zu geben der rollenden Zeit"[2]."

2. Gegensatz im Inhalt der Forschung.

Wie wir sagten, unterscheidet sich Schaeffle von Schmoller zweitens noch durch den Inhalt, durch das Wesen seiner Forschungen. Während Gustav Schmoller bei gleichem theoretischen Ausgangspunkte — der Auf-

[1] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, Bd. 39, S. 274.

[2] Bau und Leben, II. Aufl., I. Bd., S. 24/25.

fassung der Nationalökonomie im Zusammenhang mit anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen als Teil der Sozialwissenschaft, als „ethische" Wissenschaft — praktisch die Nationalökonomie zur Wirtschaftsgeschichte zusammenschrumpfen ließ und sein Versuch „Nationalökonom und Historiker zugleich zu sein[1]" nur, fast nur einen Historiker zeitigte, der über „Straßburger Tucher- und Weberzunft", „Straßburgs Blüte und die volkswirtschaftliche Revolution im 13. Jahrhundert", „Die innere Verwaltung des preußischen Staates unter Friedrich Wilhelm I.", „Das brandenburgisch-preußische Innungswesen von 1640 bis 1806" usw. usw. hervorragende Untersuchungen lieferte und eine ganze Schule von Nationalökonomen, die eigentlich keine Nationalökonomen, sondern Wirtschaftshistoriker sind, zur raschen Blüte brachte, hat dieselbe Auffassung der Nationalökonomie konsequenterweise aus Schaeffle einen Soziologen gemacht, der den ersten Grundstein zu einer deutschen Soziologie durch sein berühmt gewordenes „Bau und Leben des sozialen Körpers" gelegt hat. Eine „Schule" hat Schaeffle nicht hinterlassen, „immerhin wirkt aber offen und geheim in mannigfacher Weise sein Geist und seine Lehre in der neuen soziologischen Literatur Deutschlands fort[2]."

C. Die Sozialdemokratie.

Was Schaeffle mit der deutschen Sozialdemokratie verbindet, ist, wie wir noch kurz[3] hervorheben müssen, das große Interesse, das er der Zukunft der Volkswirtschaft entgegenbrachte, und die Prognose, die er dieser Zukunft stellte: er anerkannte die Möglichkeit einer jetzt zwar noch nicht übersehbaren Sozialisierung der menschlichen Gesellschaft.

[1] Handb. d. Staatsw., Bd. 5, I. Aufl., S. 586.
[2] O. Spann, a. a. O., S. 225.
[3] Näheres im Kap. „Sozialismus und Kapitalismus".

Was ihn von den Sozialisten streng schied, war: erstens der Umstand, daß er ein Geistesaristokrat war, die Geistesaristokratie hochschätzte und die Herrschaft der „Apostel der Handarbeit[1]" sich nie und nimmer gefallen lassen wollte und konnte, und zweitens die Tatsache, daß für ihn die Zukunftsprognose eine Diskussionsfrage, einen Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung bildete, der „ein mutiger Diener der Sozialwissenschaft" nicht ausweichen darf, aber keine Glaubens-, keine Überzeugungssache.

§ 4.

Volkswirtschaft und Ethik.

Wenn wir nun den bis jetzt zurückgelegten Weg, den wir treulich mit Schaeffle gegangen sind, überblicken, so drängen sich uns dabei drei Fragen auf, die wir in diesem Paragraphen zu beantworten haben. Erstens die Frage: Ist die Hervorhebung des Zusammenhanges der Nationalökonomie mit anderen Sozialwissenschaften für unsere Fachdisziplin von Nutzen?

Zweitens: Ist die Unterstreichung des „ethischen" Charakters der Volkswirtschaft für diese wichtig und überhaupt angebracht?

Drittens: Hat Schaeffle recht, wenn er den Forscher mutlos nennt, der aus dem „Seienden" nicht das „Seinsollende" zu bestimmen sucht?

Wir können selbstverständlich diese Fragen hier nur kurz berühren, da zu ihrer ausreichenden Beantwortung nur eine große erkenntnistheoretische Untersuchung, wie sie Carl Menger vor Jahren versucht hat, ausreichen würde.

[1] Schaeffle, Artikel „Handel usw.", Bluntschli, Staatsw., Bd. 4, S. 635.

Erste Frage.

Schaeffle fordert, wie oben schon gezeigt, daß die Teildisziplin, die National-, die Sozialökonomik, die Sozialwirtschaftslehre oder, wie sie sonst noch von den verschiedenen Autoren genannt wird, die Nationalökonomie, die Volkswirtschaftslehre usf., den Zusammenhang mit den übrigen Wissenschaften von der menschlichen Gesellschaft, mit den übrigen Sozialwissenschaften nicht außer acht lassen soll. Mit dieser Forderung verknüpft er die weitere, nämlich: Der Nationalökonom solle nicht nur den „Wirtschaftsmenschen", sondern den „ganzen" Menschen in der ganzen Mannigfaltigkeit, in der ganzen Fülle seiner Lebensäußerungen zu erfassen suchen.

Was die erste Forderung betrifft, so ist sie an sich sehr berechtigt, als Reaktion gegen die Einseitigkeit der „Privatökonomik" der Manchesterschule sehr verdienstvoll und im ganzen eine Forderung, die mit der Zeit, mit der Entwicklung der einzelnen Wissenszweige an Boden gewinnt.

Was gegen sie spricht, ist die Erwägung: Wo liegt die Grenze, über die hinaus dieser Zusammenhang ohne Verwischung der Grenzen zwischen den einzelnen Teildisziplinen nicht gehen darf? Wie ist das Maß dieses Zusammenhanges zu bestimmen?

Und dann: Fordert man nicht zu viel, wenn man mit Schaeffle von der Nationalökonomie verlangt, daß sie den ganzen Menschen, in seiner konkreten, realen Mannigfaltigkeit, „wie er leibt und lebt"[1] erfaßt? Läuft man bei solcher Forderung nicht Gefahr, die Nationalökonomie aus einer Wissenschaft von der Volks-„Wirtschaft" und den „wirtschaftlichen" Beziehungen in eine Wissenschaft vom Leben, vom „Menschen" überhaupt zu verwandeln, wie H. Dietzel einmal[2] treffend einwendet. Wo ist hier wieder

[1] Schaeffle, Gesammelte Aufsätze, Bd. I, S. 161.

[2] „Ausgangspunkt der Sozialwirtschaftslehre und ihr Grundbegriff." Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, Bd. 39.

die Grenze? Bis wohin darf und soll man den ganzen „konkreten" Menschen berücksichtigen, und wo soll man die Demarkationslinie zwischen dem, was vom Menschen in die Volkswirtschaftslehre gehört, und dem, was nicht dorthin gehört, ziehen?

Im Anfang der Entwicklung der menschlichen Erkenntnis kannte man keine Scheidung der einzelnen Erkenntniszweige, — die Philosophie umfaßte alles, alle Kenntnisse vom Menschen und der Natur, die der damaligen Welt erschlossen waren. Erst allmählich, im Laufe einer tausendjährigen Entwicklungsperiode, sind wir zu unseren Teilwissenschaften gekommen. Diese Teilwissenschaften haben uns zu dem gemacht, was wir sind, sie haben uns zur größtmöglichen Erkenntnis des Weltganzen gebracht und uns die bis jetzt größtmögliche Macht über die Natur gegeben. Wie überall, hat die Arbeitsteilung, die mit der Zeit unter den Wissenszweigen Platz griff, segensreich gewirkt — nur durch sie haben wir die jetzt erklommene Erkenntnisstufe erreicht; aber auch die wissenschaftliche Arbeitsteilung hat, wie jede andere, ihre Schattenseiten, sie hat z. B. dazu geführt, daß man, wie Schaeffle richtig sagt, vor den Bäumen der Einzeldisziplinen den Wald, die Wissenschaft vom Weltganzen, nicht sieht. Soll man sie darum aus der Welt bannen?

Schaeffle fällt es selbstverständlich nicht ein, einen solchen wissenschaftlichen Rückschritt zu fordern; er selbst ist auch erst zum tüchtigen Fachmanne geworden, ehe er der erste deutsche Soziologe wurde, aber wie ein wissenschaftlicher Anfänger, ohne sich Sporen in einer Fachwissenschaft zu verdienen, d. h. Spezialist in einer Teildisziplin zu werden, den Zusammenhang begreifen, d. h. Soziologe werden soll, ist für uns eine offene Frage. Mehr allgemeine Bildung auf den Gymnasien, mehr philosophische Studien auf den Universitäten, Verbreitung der Auffassung der Nationalökonomie als theoretische und nicht nur als

historische Wissenschaft, mehr Kenntnis der — und mehr Respekt vor den Klassikern und wer weiß, vielleicht haben wir bald tüchtige Sozialökonomen, ohne daß sie unbedingt alle vorher tüchtige Soziologen geworden sind.

Zweite Frage.

Eng mit den Forderungen des Zusammenhanges der Sozialwissenschaften und der Erfassung des Menschen „wie er leibt und lebt" ist bei Schaeffle die Stempelung der Volkswirtschaftslehre zu einer „ethischen" Disziplin verbunden. So schreibt er einmal in dem Aufsatz „Mensch und Gut in der Volkswirtschaft"[1]: „Jede Nationalökonomie, welche über dem Gut den Menschen, über dem Reichtum an materiellen Gütern die Fülle menschlicher Eigenschaften und Lebenszwecke vergißt, welche als Kräfte und als Zielpunkte der Wirtschaft die Richtung geben, wird notwendig äußerlich und schließt sich in zu engem Kreise ab; denn das mannigfaltigste, das treibende Element in der Wirtschaft, den Menschen, läßt sie nur in einigen abstrakten Begriffen und Formeln zu, etwa in einem allgemeinen Begriff der Arbeit, des Bedürfnisses, des Interesses und dergleichen. Den wirklichen Menschen, wie er leibt und lebt, in seiner tatsächlichen Entwicklung, in nationaler, politischer, moralischer, religiöser Beziehung, im Unterschied der Alter und Geschlechter, in der Gliederung der Familien und Stände erfaßt sie nicht, obwohl sich nachweisen läßt, daß alle diese Verhältnisse in machtvollster Weise die Wirtschaft bestimmen und jene abstrakten Formeln der Doktrin durchbrechen, welche man durch abstrahierende Eingrenzung in einen bloß mathematischen Zahlenausdruck gar auf die höchste wissenschaftliche Höhe gebracht zu haben glaubte, während man ihr gerade da-

[1] Gesammelte Aufsätze, I. Bd., S. 160, 161, und die Vierteljahrschr. 1861, S. 237.

durch die letzte ethische Faser, das letzte Merkmal einer echt humanen, einer Kulturwissenschaft abgestreift hatte."

Auch dieser Protest Schaeffles ist als Reaktion gegen die seichten Doktrinen der Epigonen der klassischen Schule leicht verständlich, ob er aber auch zweckmäßig ist, ob die Hervorhebung des ethischen Charakters der Nationalökonomie für die letztere von Bedeutung ist, ist eine andere Frage, die von verschiedenen Autoren verschieden beantwortet wird. Die einen, mit Lasson an der Spitze, behaupten: „es gibt so wenig eine ethische Volkswirtschaft als eine ethische Kochkunst. Das wissenschaftliche Handeln kann wohl von sittlichen Motiven beeinflußt sein, aber es muß es nicht. Wirtschaftliches Tun ist als solches sittlich indifferent, es liegt von und unter der Sphäre der Sittlichkeit. Die Sittlichkeit bringt zu den durch Natur der Sache im wirtschaftlichen Leben wirkenden Potenzen nichts neues hinzu[1]."

Die andern, z. B. der russische Nationalökonom Bulgakoff, verfallen ins andere Extrem und nennen die Volkswirtschaftslehre „angewandte Ethik, nämlich Ethik des ökonomischen Lebens"[2]. Soweit gehen also die Ansichten auseinander.

Tritt man diesem Problem aber näher, so fragt man erstaunt, wie es wohl gekommen sein mag, daß es eine verhältnismäßig so große Rolle spielen konnte? Denn, ist es nicht selbstverständlich, daß die Nationalökonomie als theoretische Wissenschaft keine andern Ziele als die des „Erkennens" haben muß? Berechtigt uns denn der Umstand, daß das Objekt unserer Wissenschaft — die Volkswirtschaft — kompliziert ist, daß in ihr, wie in einem Brennpunkte, so viele und so vieles zusammentrifft, dazu,

[1] Lasson, zitiert nach Schmoller „Über einige Grundfragen", S. 45.
[2] Bulgakoff „vom ökonomischen Ideal". Wissenschaftliches Wort, russisch, 1901.

die Erfassung der Volkswirtschaft rein für sich, isoliert in ihrer spezifischen Wirksamkeit, wissenschaftlich zu unterlassen? Zwar sagt Schaeffle, daß „die Frage, ob die Nationalökonomie die Würde einer ethischen Disziplin sich beimessen darf . . . keine Frage der Methode (ist). Der entscheidende Punkt ruht darin, ob sie das ökonomische Volksleben als ein Gebiet freitätigen Willens, durchwaltet von allen sittlichen und sinnlichen Kräften der menschlichen Persönlichkeit und mit Bewußtsein gerichtet auf die allseitige Erfüllung der sittlich vernünftigen Lebenszwecke ansehe[1]." — Gewiß ist die Volkswirtschaft von allen sinnlichen und sittlichen Faktoren durchwaltet, wer leugnet das? Aber, wird die Nationalökonomie bei einer solchen Inbetrachtziehung aller sie durchwaltender Faktoren nicht uferlos? Darf die theoretische Nationalökonomie die Volkswirtschaft als Gebiet, das von allen sittlichen und sinnlichen Kräften durchwaltet ist, auffassen, wenn sie wirtschaftliche und nicht „rein menschliche" Gesetze aufstellen will? Nein, nicht alle Wirkungen sinnlicher und sittlicher Kräfte, nicht alle sittlich vernünftigen Lebenszwecke darf die „Wissenschaft" Nationalökonomie untersuchen; täte sie das, so würde sie aufhören, eine Teildisziplin zu sein und würde sich in die Wissenschaft „vom Leben" verwandeln. Wie jede wissenschaftliche, theoretische Disziplin muß auch die Volkswirtschaftslehre sich erst den Gegenstand ihrer Erkenntnistätigkeit aus dem Gesamtgebiet der menschlichen Erkenntniswelt herausschälen, ihn erst isolieren. Wenn also Schaeffle die Nationalökonomie nur deshalb zur „ethischen" Wissenschaft stempelt, weil er wünscht, daß sie die „ganze", „vernünftige", „bewußte" Lebenstätigkeit umfassen soll, so ist u. E. die Frage, ob die Volkswirtschaftslehre eine ethische oder nicht ethische Wissenschaft

[1] Gesammelte Aufsätze, Bd. I, S. 184, 185.

sei, schließlich doch nur eine Frage der Methode. Damit fällt der andere Charakter des Prädikats „ethisch", nämlich „ethisch" = moralisch, von selbst weg (Schaeffle versteht unter „ethisch" immer nur das „bewußt" Ausgewirkte im Gegensatz zum unbewußten Naturprozeß[1]) und somit trifft der Vorwurf, den Sombart[2] und Menger[3] der deutschen „ethischen Schule" machen, nämlich, daß sie, die Ethiker, die Volkswirtschaftslehre mit einem fremden, der Ethik entnommenen Ideal meistern wollen, auf Schaeffle offenbar nicht zu. Wie bekannt, hat sich Schaeffle auch nie an den offiziellen Veranstaltungen der „Ethiker von der Volkswirtschaft", z. B. am „Verein für Sozialpolitik", beteiligt.

Dritte Frage,
oder Politik und Wissenschaft.

Wenn man einer theoretischen Wissenschaft, wie die theoretische Sozialökonomik eine sein will, „die Feststellung von strengen Gesetzen der Erscheinungen, von Regelmäßigkeiten in der Aufeinanderfolge der Phänomene"[4], d. h. das bloße „Erkennen", im Gegensatz zum Wollen und Sollen vindiziert, dann liegt die „Politik", als „Praxis", als das „Seinsollende" außerhalb der Aufgaben, die einen Theoretiker der Nationalökonomie als solchen, als Fachmann, angehen. Ihn beschäftigen ja nur

[1] „Und zwar ist das (Wirtschaften) nicht als ein Naturprozeß anzusehen, etwa vor sich gehend, wie der physische Prozeß des Atmens und des Blutumlaufes, sondern als ein Reich ethischer Betätigung, wobei der Mensch als ein Wesen erscheint, welches (gesellschaftlich) mit bewußtem Willen seine Zwecke setzt (sittlich von setzen, ethisch von ἕζειν = setzen) und erstrebt, als ein Reich der Kulturtätigkeit, nicht des Naturprozesses. In diesem Sinn verlangen wir eine ethisch-anthropologische, statt einer „chrematistischen" Nationalökonomie. Vierteljahrschr. 1861, S. 236; Gesammelte Aufsätze, I. Bd., S. 160.

[2] Sombart, a. a. O.

[3] Menger, a. a. O.

[4] Menger, a. a. O., S. 38.

die „Gesetze“ der ihn umgebenden Erscheinungswelt, ihn interessiert nur der regelmäßige Zusammenhang der volkswirtschaftlichen Phänomene. Freilich, eine ganz andere Frage ist's: Kann ein Gelehrter, besonders einer, der sich einer so eminent lebensfrohen, so ganz im Leben drin steckenden Wissenschaft, wie es die Volkswirtschaftslehre ist, widmet, der „reinen“ Theorie nachgehen, ohne ein Wörtlein für das Wünschenswerte, das „Sollende“ einzulegen? Wird ihn nicht gerade die Einsicht in die Gesetze, in den Zusammenhang der volkswirtschaftlichen Erscheinungen zu einer Nutzanwendung drängen, ja geradezu dazu verpflichten? Und dann, gibt es denn überhaupt „reine“ Gelehrte, kann es solche als Theoretiker der Volkswirtschaft geben? Schon als Lehrer muß er seinen Schülern nicht bloß seine Einsicht in die Gesetze der volkswirtschaftlichen Phänomene geben, sondern auch mehr oder weniger subjektiv gefärbte Reflexe auf das Wünschenswerte, Kommende, Praktische, Seinsollende im Gegensatz zum Seienden werfen.

Wie wir wissen, war Schaeffle nie reiner Fachmann gewesen, der Zusammenhang der Wissenschaften wie der Zusammenhang der Welt interessierte ihn aufs lebhafteste, auch lebte er, wie wir schon sagten, nicht nur dem Seienden, sondern auch dem Werdenden; ja noch mehr, er forderte von jedem Einsichtigen, daß er sich an der Politik beteilige. Was versteht denn Schaeffle unter Politik?

Schaeffle definiert Politik ähnlich wie Bluntschli, der sie als Bewegung, im Gegensatz zum Staatsrecht — der Ruhe[1] — hinstellt, als die zweite Seite des Staats,

[1] „Staatsrecht und Politik verhalten sich . . . wie Ruhe und Bewegung . . . Betrachten wir den Staat in seiner Organisation, in seinen Institutionen, in seinen Gesetzen, in seinem geregelten Bestand, mit einem Wort in seiner Ordnung, so finden wir das Staatsrecht, betrachten wir den Staat in seiner Bewegung, in seiner Entwicklung, in seinen Arbeiten und Nöten, in seinen Wirkungen, so ist das Politik.“ Bluntschli, Wörterbuch.

die „der Flüssigkeit, des Werdens, der Veränderung, der erst im Einzelfall fertig zu bringenden Entscheidung, des erst zu Schaffenden, oder der Erhaltung als eines fortgesetzten Neuschaffens“. Die Politik ist die „schöpferische Seite der Staatstätigkeit . . . die Politik hat deshalb ihren breitesten Boden und ihren reichsten Inhalt auf dem Boden der Fort-, Um- und Rückbildung des Bestehenden. Dafür gilt es, gesamtheitliches Wollen zu erzeugen und die zielführlichen Mittel zu gewinnen, statt feststehendes Recht mit schon gegebenen Mitteln nach zeitwillig unveränderlichen Regeln zur Geltung zu bringen. Der für jede Zeit überaus inhaltreiche und weite Kreis der Entwicklung des Ganzen aus der Gegenwart[1] heraus in die Zukunft hinein, das Entstehenlassen aus dem Bestehenden heraus, das Wachstum und der Verfall der Volksgemeinschaften sind die an Politik reichsten Gebiete staatlicher Tätigkeit[2].“

An dieser schöpferischen Tätigkeit des Staates müssen alle mitarbeiten. „Kaum ist etwas irriger“, sagt Schaeffle, „als die Meinung, daß nur die obersten Träger der Regierungsgewalt Politiker der allgemeinen Machtbildung und Machterhaltung seien, daß sie ausschließlich als berufene Träger der obersten und allgemeinsten politischen Aufgabe sich darstellen. Volksvertretungen, welche ihre Schuldigkeit tun, pflichttreue Beamte jeder Klasse, welche durch ihre Geschäftsführung dem Staate die Herzen seiner Untertanen zuwenden, einzelne, welche in Presse und Literatur, in Versammlungen und in geselligen Kreisen staatzerreißenden Strömungen einer irregeleiteten öffentlichen Meinung wirksam entgegentreten, Parteiführer, welche schließlich die Sonderinteressen und Sonderanschauungen

[1] S. oben S. 38.

[2] Schaeffle, Über den wissenschaftlichen Begriff der Politik. Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, 1897.

der Ihrigen dem allgemeinen Wohl unterordnen, wirken als patriotische Machtbildner vielleicht allerersten Ranges .. Vor allem sind es die bedeutenden, beim Volk angesehenen Persönlichkeiten außerhalb wie innerhalb amtlicher Stellungen, welche durch Einlegen ihres Gewichtes die Wagschale der Staatsmacht überwichtig oder unterwichtig machen, sie haben eine besondere Pflicht politischer Machtbildung[1]."

So Schaeffle! Das klingt ganz anders als der politische Quietismus, den in der letzten Zeit Sombart predigt. Durch eine Reihe, wie immer, glänzend geschriebener Artikel sucht er im „Morgen" einerseits den politischen Tiefstand Deutschlands und die Minderwertigkeit der Politik, andrerseits die Notwendigkeit der Rückkehr zur „Selbstverbesserung" zu beweisen. „Man sollte wieder mehr zu der Einsicht kommen," sagt er dort, „daß die „Weltverbesserung" vor allen Dingen immer nur aus einer Selbstverbesserung entspringen kann, daß intellektuelle und moralische Erziehung, Disziplinierung und Harmonisierung des eigenen Wesens im Grunde tausendmal wichtigere Dinge sind als die Gestaltung der Staats- und Verwaltungszustände[2]." Diese Predigt ist nicht neu: Tolstoi hält sie schon seit Jahrzehnten mit der wahren Begeisterung eines Weltpropheten. Was an dieser ganzen Sache wirklich neu ist, ist, daß es Sombart, ein realistischer Volkswirtschaftspolitiker und kein weltabgeschiedener Philosoph, ist, der diese Abkehr vom Staat und der Staatstätigkeit fordert. —

Aber, mit Fichte gesprochen, der Mensch besitzt nicht nur eine beobachtende Intelligenz, sondern auch ein praktisch-tätiges Vermögen, das ihn aus dem Quietismus, aus der „Selbstverbesserung" und dem Indifferentismus usf.

[1] A. a. O., S. 591.
[2] S. 514 „Wir müden Seelen". 1907.

zur Tätigkeit, zu praktischer Tätigkeit im Staat und für die Mitmenschen herausfordert. Und wenn man Deutschland speziell ins Auge faßt, so ist hier jetzt eher eine temperamentvolle, kraftvolle Aufforderung zur politischen Betätigung am Platze als noch so schön vorgetragene Lehren der Selbsterziehung, deren Wert an sich hier selbstverständlich nicht berührt werden soll. Otto Harnack schreibt einmal: „Seit ein verfassungsmäßiges Leben in Deutschland besteht, ist es niemals so leicht gewesen, trotz der verfassungsmäßigen Formen doch rein autoritativ zu regieren wie in den allerletzten Jahren. Es findet eine fortschreitende Beugung des Charakters unter die Gewalt politisch maßgebender Autoritäten statt, der gegenüber persönliches Urteil, persönliche Lebensgestaltung und unumwundenes Bekenntnis persönlicher Anschauungen immer seltener werden. Wohl gibt es in Deutschland auch heute Leute von individualistischer, ja extrem individualistischer Lebensauffassung und Lebensführung," fährt er weiter fort, „aber sie sind für den allgemeinen Charakter unseres politischen Lebens ohne Bedeutung. Es sind Künstler, die still ihrem Genius folgen, oder Schriftsteller, die auf Nietzsches Bahnen wandern wollen, oder Ästheten, die das Leben rein kontemplativ hinnehmen[1]."

Deutschland besteht aber nicht nur aus Genies, Schriftstellern und Ästheten, sondern aus einem gesunden, kräftigen Volke, das eine richtige politische Vertretung seiner Interessen, eine richtige politische Führung verlangt. Hat es eine solche? Nein! — Die Geschichte der jetzigen politischen Kämpfe, der jetzigen politischen Gesetzgebung, überhaupt des jetzigen politischen Lebens — man braucht sich nur an die deutsche Zollpolitik, Blockpolitik, Polenpolitik usw. zu erinnern — beweißt das ohne weiteres. Und, so lange der politische

[1] „Niedergang des Liberalismus." März 1908, S. 181.

Quietismus, die politische Rückständigkeit der breiten Massen, die ihre ganze politische Betätigung in der Hinterlegung eines Wahlzettels in die Urne erblicken, bestehen bleibt, so lange die meisten gebildeten, ehrlichen, talentvollen Leute in ihren Stuben hocken und das Regieren und Politisieren Demagogen und Drahtziehern überlassen, kann es keine wahre Politik, kann es kein gesundes politisches Leben in Deutschland geben. — Daß Schaeffle das eingesehen hat, daß er dafür immer und überall eingetreten ist, daß er, was seine Person anbetrifft, immer seine politische Pflicht im vollsten Maße ausgeübt hat (cf. seine „Kern- und Zeitfragen", sein „Votum gegen den neusten Zolltarif", seine Entwürfe zur Arbeiterversicherungsgesetzgebung usw. usw.), das ist, außer der Begründung der Soziologie durch „Bau und Leben des sozialen Körpers", eines von seinen größten Verdiensten; und wenn später einmal auch die deutsche Intelligenz sich eifriger, sorgfältiger und geschäftseinsichtiger mit der Politik beschäftigen wird, wird es auch unser Schaeffle sein, der ihnen den Weg zu dieser „wissenschaftlichen Politik", zur „schöpferischen Staatstätigkeit" weist.

Daß dadurch, durch diese intensivere Beteiligung der gebildeten Klassen an den Schicksalen des Volkslebens, irgendwie die „Wissenschaft" geschädigt werden kann, können wir nicht glauben; wir sind vielmehr fest überzeugt, daß durch diese Beteiligung, durch diese Willensbetätigung der „besseren" Elemente Deutschlands die politischen Zustände, die politische Atmosphäre, wie sie jetzt besonders auf diesen besseren Elementen lastet, über kurz oder lang ganz unmöglich werden wird. Nur wenn jeder Deutsche, vor allem jeder gebildete Deutsche, ein warmes Gefühl der Verantwortung nicht nur für das äußere, sondern auch für das innere Schicksal seines Volkes und seines Staates haben wird, nur wenn er die gewissenhafte Beteiligung an diesen Schicksalen als seine Pflicht gegen das Vaterland, wie es Schaeffle verlangt, auffassen wird, dann erst wird Deutschland aus dem Zickzackkurs, aus der „Fortwurstelei" und wie alle die die jetzige Politik charakterisierenden Bezeichnungen heißen, heraustreten und auf die Bahn eines großen, in sich fest ruhenden Staates schreiten.

Schaeffle hatte also vollkommen recht, als er im Namen des sozialen Fortschrittes die Beteiligung der Gebildeten, der Gelehrten an der Politik, an der wissenschaftlichen Politik forderte, und wenn er, aus dieser Forderung heraus, den Forscher mutlos nannte, „der es nicht vermag oder es nicht wagt, von der Kenntnis des Gewordenen und Gegebenen aus wissenschaftliche Gesichtspunkte für die Werkführung des Fortschrittes in irgendwelcher Sphäre der Zivilisation aufzustellen[1]."

---

[1] S. oben S. 41.

II. Teil.

Die Behandlung der Grundprobleme der Nationalökonomie bei Schaeffle.

Einleitung.

Über die Grundbegriffe.

Es ist, seitdem Schmoller und seine Schule tonangebend in der deutschen nationalökonomischen Wissenschaft geworden sind, üblich, die Erläuterung der Grundbegriffe als überflüssige, unnütze Wortspielerei, als „müßige Scholastik“ aus den nationalökonomischen Erörterungen auszuschließen. Mit Unrecht! Nur durch die Unklarheit über die Bedeutung und das Wesen des „Begriffs“ selbst, nur durch die Verwechslung der Begriffe mit Definitionen, und sogar nicht bloß mit diesen, sondern auch mit der kleinlichen Definitionssucht, Definitions- und Begriffshaarspalterei einiger weniger Nationalökonomen, ist diese Verpönung und Verachtung der Begriffserörterungen u. E. zu erklären.

Denn was ist ein „Begriff“ überhaupt und ein nationalökonomischer Grundbegriff im besonderen?

Sigwart sagt: Der Begriff in der idealen (im Gegensatz zur natürlich-psychologischen und logischen) Bedeutung ist „der Zielpunkt unseres Erkenntnisstrebens

insofern . . ., als in ihm ein adäquates Abbild des Wesens der Dinge gesucht und gefordert wird, daß, wer den Begriff einer Sache habe, sie (die Sache) dadurch in ihrem innersten Kerne durchschaue, sie begreife.“

Und der Begriff ist wahr, meint er weiter, „wenn (er) in sich der erschöpfende Ausdruck des Wesens der Dinge (ist)[1].“

Es ist klar, daß danach bei jedem wissenschaftlichen Problem die Erfassung seines Wesens in einem erschöpfenden Ausdruck, die adäquate Abbildung seines Kerns in einem Begriff, das erste Erfordernis zu seiner klaren Lösung, zur richtigen Fragestellung überhaupt ist.

Tatsächlich haben auch unsere namhaften Nationalökonomen, wie Wagner, Menger, Dietzel usf., die Behandlung der Grundbegriffe im Namen der „Klarheit“ der nationalökonomischen Untersuchungen verlangt und verteidigt. — So schreibt Wagner: „Ich kann daher . . . Schmoller nicht beistimmen, wenn er die Erörterung von Grundbegriffen . . . aus einer Vorlesung über theoretische Nationalökonomie wohl als „müßige Scholastik“ nahezu hinausweisen will. Das könnte die begriffliche Klarheit und den Mangel an Schärfe in der Erörterung theoretischer, praktischer und auch historischer Punkte der Nationalökonomie nur noch steigern[2].“ Ebenso sprechen sich, wie bemerkt, Dietzel[3] und Menger[4] aus.

---

[1] Logik, I. Bd. (3. Aufl.), S. 325.

[2] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, Bd. 41 (1887) „Finanzwissenschaft und Staatssozialismus.“ S. 690.

[3] „Alle Definitionen“, sagt er gelegentlich, „haben nur den Zweck, den Definierenden zu zwingen, zum Bewußtsein darüber zu gelangen, inwieweit er sich über das zu definierende Objekt klar ist.“ Art. „Der Ausgangspunkt der Sozialwissenschaftslehre und ihr Grundbegriff.“ S. 49.

[4] „Das Streben, die Terminologie einer Wissenschaft, zumal in Rücksicht auf die hauptsächlichen Kategorien derselben, in befriedigen-

Aber nicht nur für die Klarheit der theoretischen Untersuchungen ist die Behandlung der Grundbegriffe von Nutzen und Bedeutung, sondern die Grundbegriffe haben ihren Wert auch „an sich". Sie sind nämlich, wie Stammler treffend bemerkt, das Fundament unserer Wissenschaft[1].

Selbstverständlich dürfen die Grundbegriffe „nicht als Schmuck der Fassade unseres Lehrgebäudes behandelt werden (Stammler)[1]." Denn eine Definitionssammlung resp. Begriffssammlung ist, pflichten wir Böhm-Bawerk bei, „wie eine Armee auf dem Paradeplatz. Sie kann ganz gut aussehen, aber ob sie wirklich tüchtig ist, das erprobt sich nicht auf dem Paradeplatz, sondern auf dem Schlachtfeld, nicht an der Begriffssammlung, sondern am Operieren mit den Begriffen, in der wirklichen Erklärungsaufgabe der Wissenschaft[2]."

Wenn aber die nationalökonomischen Grundbegriffe das Fundament unserer Wissenschaft ausmachen, und daß sie es sind, zeigt zur Genüge die Behandlung der Begriffe „Wert", „Preis", „Kapital" usf. an erster Stelle in jedem größeren System oder Handbuch der Nationalökonomie, so sind auch die Vorwürfe grundlos, die Sombart vom Standpunkt der Ästhetik gegen sie erhebt, indem er verlangt:

der Weise festzustellen, Wesen und Bezeichnung dieser letzteren, die Dinge und die Begriffe in den Wissenschaften miteinander in Einklang zu bringen, erscheint uns nämlich unter allen Umständen als ein in hohem Grade löbliches. Denn eine richtige Terminologie verhindert nicht nur zahllose Unklarheiten in der Erforschung und Rezeption wissenschaftlicher Erkenntnisse, sondern bildet geradezu einen Leitstern für jene große, ja erfahrungsgemäß stets überwiegende Menge von Bearbeitern der Wissenschaften, deren Blick in Wahrheit weniger auf die Dinge als auf die Worte gerichtet ist." „Untersuchungen", S. 250.

[1] „Wirtschaft und Recht", 1. Aufl., S. 119.

[2] Jahrb. f. N. und St. 1891: „Literatur", S. 894.

„Daß man endlich aufhöre, uns diskursive Erörterungen über Wert, Preis, Grundrente, Arbeit, Kapitalzins und weiß ich, was sonst in unseren Kompendien steht, als Wirtschaftstheorie anzupreisen. Sie gehören in ein Sonderkapitel der Nationalökonomie, das man als ökonomische Propädeutik bezeichnen könnte. In der eigentlichen theoretischen Darstellung", meint er schroff, „bedeutet es einfach eine Unbeholfenheit des Autors, wenn er dem Leser merken läßt, daß er für seine wissenschaftliche Untersuchung vorher ein Handwerkzeug geeigneter Begriffe hat zurechtmachen müssen[1]."

Denn erstens hat die Erörterung der Grundbegriffe nichts mit der Ästhetik, sondern allenfalls etwas mit der Logik zu tun, zweitens ist selbst Sombarts Ästhetizismus rein platonischer Art und unter den neueren Nationalökonomen gibt es wenige, die sich mehr mit der Zurechtstutzung des Handwerkszeugs der Begriffsbildung abgegeben haben als gerade unser Ästhetiker Sombart (cf. den „modernen Kapitalismus").

Und so bleiben wir, unbeeinflußt von den Einwänden der Historiker wie vom Spotte des Ästhetikers, der alten, bewährten, klassischen Methode, die Grundbegriffe an die Spitze der Darstellung zu setzen, treu und versuchen auf den nun folgenden Blättern Schaeffles Auffassung der Begriffe Wert, Preis, Kapital usw. möglichst treu und möglichst unbefangen darzustellen. —

I. Kapitel.

§ 1.

Schaeffles Werttheorie.

A. Allgemeines.

Unter den Grundbegriffen nimmt der des „Wertes" entschieden die erste und hervorragendste Stellung ein. „Die Werttheorie (ist) eine Grundlehre, man darf vielleicht

[1] „Der moderne Kapitalismus." I. Bd., S. XXVIII.

sagen . . . die Grundlehre der Nationalökonomie[1]," sagt einmal Schaeffle. Und das ist nicht zuviel gesagt, wenn man bedenkt, wieviel Kopfzerbrechen sie seit dem Anfang unserer Wissenschaft bis in die jüngste Zeit hinein verursacht hat. Mannequin soll, nach Schaeffle[2], den Wertbegriff „den Drachen am Eingang der Volkswirtschaft" genannt haben, andere nennen ihn den „gordischen Knoten, der noch immer seines Alexanders harre[3]," wieder andere den Ariadnefaden usf. Friedrich Wieser[4] mißt ihm sogar für die Nationalökonomie die Bedeutung des Gesetzes der Schwere in der Mechanik zu. Und tatsächlich war und ist noch immer das Wertproblem der Prüfstein, an dem die wissenschaftliche Bedeutung eines nationalökonomischen Theoretikers gemessen wird, und tatsächlich war dieses Problem, und ist es noch bis heute (Erscheinung der Grenznutzen-Theoretiker)[5] das Zentrum der Schlacht gewesen, in dem die verschiedenen nationalökonomischen Ansichten am heißesten aneinanderprallten. Zwar war es oft nur ein Streit um Worte, wie Wagner und H. Dietzel den Kombattanten vorwarfen. „Recht viele[6]," schreibt Dietzel[7], „aus der Legion von Schriftstellern . . . haben namhaftes Talent bewiesen, Einfaches durch abstruse

[1] Tübinger Universitätsschrift a. a. O. Ähnlich urteilt auch Knies: „Die Lehre vom Wert ist für die Nationalökonomie von fundamentaler Bedeutung." Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, Bd. 11, S. 421.

[2] Gesellsch. System, 3. Aufl., S. 163.

[3] Dietzel, Theoretische Sozialökonomik, S. 204.

[4] „Der natürliche Wert."

[5] „Über den Wert ist zu allen Zeiten viel, aber wohl in keiner noch soviel geschrieben worden als in der unsrigen. Das Ereignis, das die Schreiblust in so hohem Grade angeregt hat, ist das Auftreten der Theorie des Grenznutzens." Böhm-Bawerk „Zur neusten Literatur über den Wert". Jahrb. f. N. u. St., 3. Folge, I. Bd., S. 875.

[6] Besonders die deutschen, sagt Wagner. „Grundlegung", S. 320.

[7] A. a. O.

Untersuchungen zu verdunkeln und in öde Worthäkeleien sich zu verlieren." Aber die große Bedeutung, die die Wertlehre seit jeher beansprucht hat, wird u. a. durch diese „Worthäkeleien und Wortspielereien" nur verdunkelt, keineswegs beträchtlich vermindert.

Wie kommt es nun, daß das Wertproblem so zum Brennpunkte der nationalökonomischen Diskussion geworden ist? Und warum bleibt es noch immer der „gordische Knoten"[1], der dunkelste Punkt der Volkswirtschaftslehre?

Die Wertlehre . . . aber was ist eigentlich die Wertlehre? Was ist „Wert", worin besteht das sogenannte, vielgenannte Wertproblem?

Ein junger Gelehrter meint in seinem kürzlich erschienenen Buche, daß „die Behandlung dieses Problems (des Wertes) sich in einer wenn auch meist unbewußten, so doch deutlichen Abhängigkeit von den jeweiligen philosophischen und politischen Ideen und Idealen gestaltet und verändert hat[2]." Diese Abhängigkeit des Wertproblems, der Werttheorie von politischen und ethischen Idealen ist es, u. E., was sie dunkel, was sie so brennend wichtig gemacht hat. Die Astronomen greifen sich nicht leidenschaftlich an — die reine Wissenschaft gibt keinen Grund zu gehässigem Streit: sie ist ruhig-kühl, objektiv; anders bei den praktischen Wissenschaften, anders bei Problemen, die an menschliche Gefühle, Wünsche, Ideale streifen —

[1] Dietzel meint zwar, daß dieser Knoten schon längst zerhauen ist. „Ich bin der Meinung," sagt er, „daß dies Rätsel (Werträtsel) längst gelöst, — daß das Problem des Wertes seine, zwar in Einzelheiten mangelhafte, im großen und ganzen aber endgültige, unangreifbare Beantwortung durch Ricardo erhalten hat." Jahrb. f. N. u. St. „Die klass. Werttheorie und die Theorie vom Grenznutzen", S. 562. Wunderlich ist nur, daß H. Dietzel sich noch so viel mit einer „gelösten" Frage herumgeschlagen hat!

[2] Kaulla, Die geschichtliche Entwicklung der modernen Werttheorie, S. 262.

da gibt es keine Ruhe, da mengt sich das Objektive mit dem Subjektiven so durcheinander, daß das rein wissenschaftliche Erkennen Mühe hat, durch den Wald des Subjektiven, Gefühlvollen, Leidenschaftlichen durchzudringen.

An die Werttheorie haben sich seit jeher, besonders seit der Arbeitswerttheorie von Ricardo, solche subjektiven, praktischen, ethisch-politischen Ideale geknüpft. Die Sozialisten[1] forderten auf Grund dieser Theorie (der Arbeitswerttheorie) den vollen Ertrag der Arbeit, den vollen Arbeitsertragswert für die Arbeiterklasse und bekämpfen, ausgerüstet mit dieser Arbeitswerttheorie, die bestehende kapitalistische Gesellschaftsordnung, die diese ihre Forderung des vollen Arbeitswertes vollständig unbeachtet ließ! Die Nutzentheoretiker ihrerseits verfolgten bei der Opposition gegen die Arbeitswerttheorie auch nicht nur rein wissenschaftliche Zwecke, sondern sie verteidigten dabei auch die Berechtigung des Unternehmergewinns, des Kapitals, des Kapitalprofits, sie kämpften zu gleicher Zeit

[1] „Wenn sie (Marx und Rodbertus) . . . an (der Arbeitswerttheorie) festhielten, so nur deshalb, weil die absolute Arbeitswerttheorie ihnen als unentbehrliche Grundlage ihres ökonomischen Systems, welches die Erklärung der sozialen Verhältnisse der kapitalistischen Gesellschaft zu seinem Ziele hatte, erschien. Auf der Werttheorie beruht namentlich die Mehrwerttheorie dieser Denker — die Kennzeichnung alles arbeitslosen Einkommens als einer Form sozialer Ausbeutung." Tugan-Baranowsky, Theoretische Grundlagen des Marxismus, S. 142. Diehl bestreitet, was Marx anbetrifft, daß Marx irgendwo „aus seiner Wert- und Mehrwerttheorie sozialistische Konsequenzen gezogen" hat, meint aber, daß es „ganz anders bei anderen Sozialisten (Proudhon, Rodbertus) (sei), für welche wirklich der „Wert" das zentrale Phänomen ihres Systems bedeutet: Die mit Hilfe ihrer Werttheorie nicht nur zeigen wollen, daß die Arbeiter in der bürgerlichen Gesellschaft ungerecht belohnt werden, sondern die auch mit derselben Werttheorie zeigen wollen, wie in der sozialistischen Gesellschaft eine „gerechte" Ordnung herbeigeführt werden soll." Sozialwissenschaftliche Erläuterungen, I. Bd., S. 144.

für das Bestehen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, für die gegenwärtige Verteilung des Volkseinkommens[1].

Selbstverständlich kam bei solchem leidenschaftlichen Streit die wissenschaftliche Erkenntnis zu kurz — kein Wunder darum, daß der „St. Georg", der den Drachen an der Pforte der Nationalökonomie durchbohren sollte, sich noch immer nicht gemeldet hat. Der Streit zwischen den Nutz- und Arbeits- resp. Kostenwerttheoretikern ist übrigens sehr alt. Böhm-Bawerk sagt, nach Dietzel: „um die Ehre, der letzte Bestimmungsgrund oder Regulator des Wertes zu sein, streiten von Anfang unserer Wissenschaft an zwei Rivalen: der Nutzen, den die Güter stiften, und die Kosten, die ihre Erlangung uns auferlegt[2]." Und Dietzel selbst fügt hinzu: „Alle sachlich bedeutsamen Zwiste im Gebiet dieser Lehre sind, mittelbar oder unmittelbar, in den großen Prozeß Nutzen contra Kosten verflochten[2]."

Wir können unmöglich weiter auf diese allgemeinen Erörterungen über das Wertproblem eingehen: das würde eigene Spezialstudien erfordern und eine Arbeit für sich

[1] „Ein großer Teil des Streites und der Mißverständnisse, welche die Wertliteratur der letzten Jahrzehnte zu einem so unerfreulichen Studium machen, wäre uns vermutlich erspart geblieben, wenn die Arbeitstheorie Ricardos nicht mit dem ethisch-politischen Postulat, daß nur das Arbeitseigentum gerecht sei, zeitlich zusammengetroffen und die Kritik jenes Lehrsatzes mit der Kritik dieser Norm verquickt worden wäre." Dietzel, Sozialökonomik, S. 211. So bekämpft z. B. Roesler* die Arbeitswerttheorie, weil „die Ansicht, daß die Arbeit die Quelle des Wertes sei, sofern sie die technische Brauchbarkeit der Güter hervorbringe, nicht nur mit dem wirklichen Leben unvereinbar, sondern geradezu rechtswidrig ist. Sie trägt das Prinzip der Auflehnung gegen die Rechtsordnung in die Gesellschaft hinein." Roesler, Zur Theorie des Wertes, S. 298; Jahrb. f. N. u. St., XI. Bd., 1868.

[2] A. a. O., S. 204.

* Er ist kein Nutzentheoretiker, sondern vertritt eine „juristische" Werttheorie.

ausmachen. Wir kehren darum zu Schaeffle zurück, um aber diese allgemeinen Bemerkungen zu einem Abschluß zu bringen, glauben wir andeuten zu müssen, daß Schaeffle, wie ja Dietzel auch, eine vermittelnde Stellung zwischen diesen extremen Theorien einnahm, daß er ein Synthetiker in der Werttheorie war.

B. Was ist Wert nach Schaeffle.

Wir haben vorhin die Frage aufgeworfen: Was ist Wert? Hier müssen wir sie nun mit Schaeffle zu beantworten suchen.

Dabei muß vor allem die scharfe Unterscheidung zwischen „ökonomischem Wert" und „Wert" überhaupt vorgenommen werden, gemäß dem Umstande, daß der „Wert" eine allgemeine und nicht nur eine rein wirtschaftliche Kategorie ist.

„Der Begriff des Wertes", schreibt Böhm-Bawerk, „gehört nicht der Wirtschaftswissenschaft allein. Wir vergeben jene eigentümliche Art von Anerkennung, die wir als Wertschätzung bezeichnen, auf den verschiedensten Lebensgebieten[1]." „Das Volksgefühl, — sagt Schaeffle — das im Dienste der täglichen sozialen Lebenserscheinungen sich äußert, bestimmt gegenständlich so viele Werte, als es Bedingungen der sozialen Selbsterhaltung gibt, auf die das soziale Lebensgefühl zu reagieren hat; funktionell so viele, als es eigenartige Verrichtungen gibt, aus welchen der gesamte Lebensprozeß des sozialen Körpers sich zusammensetzt[2]." Und weiter: „Die wissenschaftliche Wertbestimmung ist hiernach für unsere Betrachtung nur eine besondere Art . . . der ganz allgemeinen sozial- und individualpsychologischen Funktion der Wertbestimmung[3]."

[1] Handwörterbuch der Staatswissenschaft, 1. Aufl., Artikel „Wert".
[2] Bau und Leben, I. Aufl., I. Bd., S. 534.
[3] Bau und Leben, I. Aufl., III. Bd.

Sehr schön formuliert diese Allgemeinheit des Wertbegriffs der Philosoph Wundt: „Das Moment der Wertbestimmung bildet das nächste entscheidende Merkmal des Geistigen gegenüber dem bloß Physischen. Die naturwissenschaftliche Betrachtung verzichtet geflissentlich auf Wertbestimmungen . . . Die geistige Welt dagegen ist die Welt der Werte. Diese können in den mannigfaltigsten qualitativen Modifikationen und in den verschiedensten Graden vorkommen. Die sinnlichen, ästhetischen, ethischen und intellektuellen Werte bilden nur stärker hervortretende Hauptgruppen derselben, zwischen denen die mannigfaltigsten Übergänge und Verbindungen stattfinden . . . In der geistigen Welt hat alles seinen positiven oder negativen, seinen größeren oder geringeren Wert[1]."

Nur der wirtschaftliche Wert interessiert uns hier.

Was ist also der wirtschaftliche, ökonomische Wert?

Schaeffle antwortet: „Der Wert (ist) das in der menschlichen Schätzung vorhandene Nützlichkeitsmaß, die Bedeutung der Güter für das wirtschaftliche Bewußtsein; (er) bestimmt sich jederzeit nach dem Verhältnis des Bedürfnisgrades und der verfügbaren Gütermenge — auf die Dauer aber bei allen vermehrbaren Gütern nach dem Maß der wirtschaftlichen Opfer an Arbeit und an Kapital als Ergebnis früherer Arbeit[2]."

„Wert ist primär die Bedeutung der (mit Arbeit zu erringenden ökonomischen, nicht freien) Güter für das wirtschaftliche Zweckbewußtsein des Menschen[3]," oder die Bedeutung, welche der Wirtschafter dem Gute in Rücksicht auf die mit der Anschaffung verbundene Unlust und Lebensopferung („Arbeit, Kosten") und in Rücksicht auf die mit der Verzehrung verbundene Lust und Lebenserhaltung („Nutzen") beilegt, der Wert ist

[1] Wundt, 2. Aufl., II_2, S. 16.
[2] Gesellsch. System, S. 8.
[3] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft 1864, S. 578.

also Kostenwert und Gebrauchswert. Beide können der Größe nach, müssen aber nicht und werden regelmäßig nicht zusammenfallen[1]."

„Der Wert ist gleichsam die Erscheinung des Gutes im wirtschaftlichen Willen[2]." „Der Wert an sich" (Turgot, valeur estimative), sagt Schaeffle[3], „hat keine äußere Erscheinung, er beruht bloß auf Schätzung," und er begrenzt ihn gegen Nützlichkeit, Brauchbarkeit und Arbeit. Er definiert:

„Wert ist nicht Nützlichkeit schlechthin, sondern die Nützlichkeit, insofern sie in dem rein teleologischen Prozeß als Nützlichkeit durch den Menschen bestimmt ist und zum Bewußtsein kommt[4]." Wert ist aber auch nicht Brauchbarkeit: „er ist im Unterschied von der sachlichen Brauchbarkeit des Gutes die Bedeutung, welche das Gut, allerdings vermöge seiner Brauchbarkeit, aber vermöge einer erst tätig (ethisch) gewonnenen Brauchbarkeit für den Menschen hat, der Wert ist ohne Schätzung und subjektive Nützlichkeitserwägung nicht zu denken[5]. Der Wert ist die bestimmte, konkrete anerkannte Brauchbarkeit[6]."

Und endlich: „Der Wert fällt weder mit der Arbeit, die das Gut gekostet hat (Produktionskosten), noch mit derjenigen, die das Gut jetzt kosten würde (Reproduktionskosten) streng zusammen[7]." Er ist, fassen wir jetzt mit Schaeffle die Definitionen zusammen, „die begehrte, anerkannte und mit Kosten verknüpfte Brauchlichkeit[8]."

---

[1] Kapitalismus und Sozialismus, S. 31.
[2] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft 1864, S. 565.
[3] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft 1864, S. 561.
[4] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft 1864, S. 197.
[5] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft 1864, S. 185.
[6] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft 1871, S. 139.
[7] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft 1864, S. 574.
[8] Kapitalismus und Sozialismus, a. a. O.

Schon nach diesen Definitionen, deren Zahl wir noch beträchtlich vermehren könnten, sieht man, wie eingehend unser Autor sich mit dem Begriff des Wertes beschäftigt hat.

Dies ist erklärlich aus der Bedeutung, die er diesem Begriffe beigelegt hat. Für ihn ist er, wie wir im Anfang dieses Paragraphen sahen, der Grundbegriff[1] der Nationalökonomie, ja noch mehr: „die bewegende Grundkraft des ganzen wirtschaftlichen Kulturlebens[2], das bewegende Prinzip, Seele und Geist aller Ökonomie, der alle Produktion, Zirkulation und Konsumtion der Güter regiert. Er ist der Kompaß aller wirtschaftlichen Bewegung; niemand kann sein ökonomisches Schiff glücklich steuern, ohne auf ihn zu sehen; er ist dem Gute angeheftete Signatur des menschlichen Zwecks, die Triebfeder und der Regulator des ganzen wirtschaftlichen Güterlebens[3]." Und er spricht von der Zaubermacht des Wertes, von „der wunderbaren Wirkung des ökonomischen Wertes, (die darin besteht,) daß in wirtschaftlicher Weise die Welt der äußeren Mittel immer wieder den veränderten Bedürfnissen angepaßt wird, daß der wirtschaftliche Baustil stets dem wechselnden Geschmack sich anbequemt[4]." — Kurz — „der Wert bestimmt das ganze ökonomische Tun und Lassen, er ist die Bedingung des Wirtschaftens überhaupt, denn Wirtschaften heißt Wert schaffen[5]."

Wie kommt es, daß Schaeffle dem Wert diese enorme Bedeutung vindizierte?

Auf diese Frage antwortet er gelegentlich selbst, so daß wir ihn wieder zum Worte kommen lassen müssen. Er sagt: „Daß der Wert die Seele, der Regulator der Pro-

---

[1] Staatsw. Bluntschli, Art. „Preis", S. 204, und Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft 1864, S. 196, außerdem Tübinger Universitätsschrift.
[2] Staatsw. Bluntschli, a. a. O.
[3] Gesellsch. System (2. Aufl.), SS. 8 und 26.
[4] Gesellsch. System, a. a. O., S. 123.
[5] Tübinger Universitätsschrift, S. 10.

duktion und Konsumtion ist, wird wohl allgemein anerkannt, aber weniger ist erkannt, warum und wieso eigentlich er es ist. Man kann dies auch nur begreifen, wenn man ethisch-anthropologisch als das bewegende Prinzip der Wirtschaft die Persönlichkeit ansieht und folglich ihr im Werte sich aussprechendes und im Preise verkehrsmäßig sich vollziehendes ökonomisches Urteil als bewegende Seele, als belebenden Geist der Güterbewegung erfaßt. Alsdann offenbart sich in der ökonomischen Herrschaft des Wertes die Herrschaft des menschlich-persönlichen Elements über die Volkswirtschaft. Jede andere Richtung in der ökonomischen Persönlichkeit, jeder neue Geschmack, jedes neue Bedürfnis muß nach dieser Auffassung durch den Wertprozeß seinen Einfluß auf Umgestaltung der Vermögenswelt vollziehen, und umgekehrt muß auch ein künstlicher Druck auf den Wert (z. B. in der Besteuerung, im Kriegsaufwand), auf die ökonomische Volkspersönlichkeit wirken. So erklärt sich die ungeheure ökonomische Bedeutung des Wertes und der Preisbewegung. Und diese Bedeutung offenbart mir die Macht der sittlichen Persönlichkeit in der Volkswirtschaft, sie zeigt die völlige Abhängigkeit der äußeren Vermögenswelt von der Persönlichkeit der einzelnen und ganzer Völker, sie zeigt, wie wesenlos und tot die äußeren Gütersubstrate ohne die Beseelung durch die sich auf sie beziehende Gesellschaft sind. Wissenschaft, Kunst, Moral, Religion, Staat können aus dieser Auffassung der Wertlehre die bedeutendsten Sätze ableiten. Indem diese Mächte die Anschauungen, Stimmungen, Bedürfnisse beherrschen, beherrschen sie den Wert, hierdurch den ganzen Gang der Produktion, Konsumtion und Reproduktion; denn der Wert bewirkt die beharrliche Harmonie der wirtschaftlichen Sachen- und der wirtschaftlichen Personenwelt. Hoher Wert von Gütern, die der wahren Kultur wenig dienen, ist eine Folge von falschen Richtungen in der Personen-, nicht in der Sachen-

welt; man wird seinetwegen mehr die Personen anklagen, diese bessern müssen. Das Vermögensleben empfängt von der dortigen Besserung leicht seine Reform[1]."

Hier also, in dieser Auffassung des Wertes, liegt die Bedeutung, die Schaeffle ihm beimißt, und aus ihr erklärt sich auch die zentrale Stelle, die er ihm anweist.

Diese Auffassung ist aber keine zufällige bei Schaeffle; sie stammt aus seiner gesamten Weltanschauung, die wir schon kennen gelernt haben, aus dem Grundsatze, daß der „Mensch" das A und O der Wirtschaft[2] ist, aus seinem lebhaften und leidenschaftlichen Protest gegen die Chrematistik der Nationalökonomie der damaligen Jahre[3].

Wie oft finden wir auch diesen armen, nach Schaeffle so vernachlässigten „Menschen" in seinem nationalökonomischen Hauptwerke, dem „gesellschaftlichen System", liebevoll hervorgehoben. „Der Mensch ist, wie der Zielpunkt, so der Ausgangspunkt aller Wirtschaft," steht dort ganz obenan, „er ist ihre bewegende Grundkraft." Und weiter: „es ist der Geist, der sich den Körper baut; der Mensch lebt nicht um zu arbeiten, er arbeitet um zu leben[4]; „der Mensch ist das Maß aller Dinge," zitiert er nach einem Weltweisen, „l'homme n'est pas un moyen, mais une fin",

[1] D. Vierteljahrschr. 1861, S. 300/301.

[2] „Das A und O . . . jener (ethisch-anthropologischen) Nationalökonomie ist der Mensch in seiner ganzen sozialen Mannigfaltigkeit der Bevölkerung." D. Vierteljahrschr. 1861, S. 244.

[3] „Die Generation der jüngeren Nationalökonomen in Deutschland kann sich schon kaum mehr ein Bild davon machen, wie noch in den fünfziger und bis hinein in die sechziger Jahre die Smithsche Nationalökonomie auch auf den deutschen Universitäten herrschte, trotz der „historischen" Schule und der abweichenden Stellung vieler einzelner Lehrer. So neue und originelle Auffassungen, wie besonders die von Schaeffle, brechen sich niemals sofort Bahn." Wagner, Einiges von und über Rodbertus-Jagetzow, Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft 1879 (35), S. 211.

[4] A. a. O., S. 24.

stimmt er an anderem[1] Orte Baudrillart zu. Überall der „Mensch", der Mensch in seiner „ganzen sozialen Mannigfaltigkeit".

Jetzt, in der Zeit der „historischen Psychologie", der Forderung der Erklärung des sozialen Geschehens aus der Motivation der lebendigen Menschen[2], der Psychologie économique von G. Tarde etc., ist dieses Hervorheben des Menschen als Zentrum der Volkswirtschaftslehre selbstverständlich und auch allgemein, ja fast trivial.

Anders im Anfang der sechziger[3] Jahre, als Schaeffle dieses Postulat ins öffentliche Bewußtsein rückte. Roscher wenigstens rechnet ihm in seiner „Geschichte der Nationalökonomie" diese Tat sehr hoch an. Er sagt dort: „Schaeffle hat das große Verdienst gehabt, nicht die Sachgüter, sondern die Menschen selbst als Ausgangspunkt unserer Wissenschaft hinzustellen[4]."

§ 2.

Kostenwert und Gebrauchswert.

A. Kontroverse: Nutzen — Kosten.

Nutzen oder Kosten! Nutzwert — Kosten- resp. Arbeitswert, das sind die Banner, unter welchen die Nutzwerttheoretiker mit den Arbeitswerttheoretikern seit jeher streiten.

„Das treibende Motiv im Leben und daher auch im wirtschaftlichen Leben ist nicht der Arbeitswert, sondern der unmeßbare subjektive Wert (der Gebrauchswert) mit seiner ganzen schillernden Individualität[5]," wird von der einen Seite eingewendet. — „Nein," widerspricht man auf

[1] Vierteljahrschr., a. a. O., S. 306.
[2] Sombart, Kapitalismus, I. Bd., S. XVIII, XXI.
[3] Vgl. Anmerkung 3, S. 69.
[4] S. 1042 (München 1874).
[5] v. Schubert-Soldern, Nochmals zu Marx' Werttheorie. Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, Bd. 50 (1894), S. 519.

der anderen, „jede Werttheorie, die vom Gebrauchswert, also von den natürlichen Eigenschaften des Dinges ausgeht, sei es von seiner fertigen Gestalt als nützliches Ding, sei es von seiner Funktion der Bedarfsbefriedigung, geht aus von dem individuellen Verhältnis zwischen einem Ding und einem Menschen, statt von den gesellschaftlichen Verhältnissen der Menschen zueinander. Sie verfällt damit in den Fehler, aus diesem subjektiven, individuellen Verhältnis, welches Ausgangspunkt für subjektive Wertschätzungen sein kann, ein objektives, gesellschaftliches Maß herleiten zu wollen. Dann aber muß sie, da dieses individuelle Verhältnis in gleicher Art in allen Gesellschaftszuständen vorhanden ist und in sich selbst kein Prinzip einer Veränderung birgt — denn die Entwicklung der Bedürfnisse und der Möglichkeit ihrer Befriedigung ist selbst wieder bedingt —, darauf verzichten, Bewegungsgesetze und Entwicklungstendenzen der Gesellschaft aufzufinden. Ihre Betrachtungsweise ist unhistorisch und unsozial. Ihre Kategorien sind natürliche und ewige Kategorien[1]."

Demgegenüber vertrat Schaeffle seit jeher die Ansicht, die schon in seinen oben angeführten Definitionen des Wertes klar zum Ausdruck gekommen ist, daß die Güter das „Doppelgesicht des Stoffwechsels"[2] haben: „Die Güter treten in jeder Phase der Stoffwechselbewegung teils als Kostenäquivalente, teils als Nutzäquivalente auf," denn „die Güter kosten und sie sind Brauchbarkeiten[2]."

Nach seiner zur Zeit der Herausgabe der ersten Auflage des „Bau und Leben" stark mit naturwissenschaftlichen Analogien operierenden Schreibweise heißt es dort: „Die Güter kosten! Werden sie doch dem Stoffschatze der äußeren Natur nicht mühelos entnommen. Um für das

[1] R. Hilferding: „Böhm-Bawerks Marx-Kritik." Marx-Studien, S. 11.
[2] Bau und Leben, I. Aufl., III. Bd., S. 272.

soziale Leben brauchbar zu werden, müssen sie diesem angepaßt werden, wie die Naturstoffe des Leibes, welche durch die Arbeit der Verdauung „assimiliert" werden. Die Anpassung oder Verähnlichkeit heischt den Aufwand schon vorhandener persönlicher und sachlicher Gütervorräte, wie die Arbeit der Verdauung fortlaufend einen nicht unerheblichen Teil der Leibessubstanz verzehrt. Die Güter sind aber auch Brauchbarkeiten! Sie sind bestimmt, wieder in lebendige Kraft durch funktionelle Verwendung für die sozialen Lebensverrichtungen, d. h. in Nutzen überzugehen. Jedes Gut ist Träger gesellschaftlich nützlicher Spannkräfte oder Auslösungsmittel der letzteren. Hervorgegangen aus stofforganisierender, lebendiger Kraft der Gesellschaft, ist es bestimmt, wieder in solche lebendige Kraft überzugehen[1]."

„Der wirtschaftliche Wert", sagt er ein anderes Mal, „ist die Geltung einer beschränkt vorhandenen Brauchlichkeit mit Rücksicht auf die Bilanz von Nutzen und Kosten, also weder Gebrauchswert noch Kostenwert allein[2]."

Und er polemisiert beständig eifrig gegen die, die den wirtschaftlichen Wert von den Kosten unabhängig erklären, wie ebenso gegen diejenigen, die bei dem wirtschaftlichen Wert vom Gebrauchswert vollständig abstrahieren[3]. So wendet er z. B. einmal gegen Wieser ein: „Unrichtig ist die . . . Grundansicht der Schrift, daß der „Kostenwert" auf Nutzwert bzw. Grenznutzwert reduziert werden müsse, weil sonst zwei verschiedene, ihrem Grunde nach nicht einheitliche, also inkommensurable, Werte statuiert werden müßten. Ganz und gar nicht! Vielmehr sind Kostenaufwendungen und Nutzungen zwei gleich wesentliche Beziehungen an einem gemeinsamen Dritten, welches den

[1] A. a. O., ebenso in der 2. Aufl., II. Bd., S. 215.
[2] Gesellsch. System, 2. Aufl., S. 117.
[3] Gesellsch. System, 2. Aufl., S. 177/178.

Kreislauf von Produktion, Tausch und Verzehrung vollzieht. Dieses Dritte[1] ist die wirtschaftlich zu versorgende Person und ihre Verbindung mit Gütern (Individuum, Volk, Staat usw.). Persönliche Kraftäußerungen und Güternutzungen gehen aus der Person in das Gut und wieder aus dem Gut in die Person . . . Aber Kosten und Nutzen sind bei relativ gleicher Selbständigkeit dennoch völlig kommensurabel, und den ersteren hat sich die wirtschaftliche Wertschätzung ebenso selbständig und eigentümlich wie anderseits den Nutzungen zuzuwenden, und vor allem sind beide in Wertrechnung wirtschaftlich zu bilanzieren. Ist dies richtig, so ist sowohl die einseitige Nutztheorie als die vom Verfasser mit Recht verworfene einseitige Kostentheorie beseitigt[2]."

Für Schaeffle ist die Bilanzierung von Nutzen und Kosten, diesem „Doppelgesicht" des Wertes, eine unverrückbare Grundfeste seines nationalökonomischen Lehrgebäudes, die ihm durch seine Auffassung der wirtschaftlichen Tätigkeit gegeben ist, ja, die er sogar von dieser letzten direkt ableitet. „Die wirtschaftliche Erwägung (= Tätigkeit) . . .", heißt es in „Bau und Leben", „geht auf höchsten Nutzen und auf mindeste Kosten, es gibt daher in den wirtschaftlichen Nutzwert- und Kostenwert-Ermittlungen Nutzwerte (Gebrauchswerte) und Kostenwerte[3]."

Die Kardinalfrage der Werttheorie ist die Frage: Wie bestimmt man den Tauschwert = Sozialwert[4] (Schaeffle) = Soziale Gebrauchswert[5] (Rodbertus) der Güter? Nach dem Nutzen, den sie uns stiften (der Bedeutung, die sie für die Wohlfahrtszwecke eines Subjektes haben)[6] oder

[1] Wir kommen darauf noch zurück.
[2] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, 1885 (41), S. 453.
[3] Gesellsch. System, 2. Aufl., S. 166.
[4] Quintessenz, 13. Aufl., 1891, S. 48.
[5] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft 1878, S. 223.
[6] Subjektivistische Formulierung des Wertes.

nach der Arbeit, die sie uns kosten resp. kosten würden? Schaeffle antwortet seiner Wertbestimmung gemäß „Der Tauschwert bestimmt sich sowohl nach dem Gebrauchswert (Nutzwert) wie nach dem Kostenwert, sowohl nach der wirtschaftlichen Rücksicht: wieviel Opfer (in Geld verkörpert) ist die Befriedigung des dringlich empfundenen (Bedürfnisses) wert? als nach der anderen vom Produzenten geltend gemachten Wertrücksicht: wieviel muß ich als Äquivalent meiner eigenen Opfer, meiner Kosten verlangen, was ist der Kostenwert[1]." — Diese bei der Feststellung des Tauschwertes „einander ponderierenden[2] Wertrücksichten", wie er sie nennt, die des Gebrauchswertes und die des Kostenwertes, hat er, muß man ihm zugeben, „mit aller Bestimmtheit" überall hervorgehoben. So besonders scharf und deutlich in einer Rezension von Karl Knies' Buch „Das Geld". Er sagt dort im Gegensatz zu Knies[3], der, wie bekannt, den „gesellschaftlich-generischen

[1] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft 1871, S. 144.

[2] Ebenda.

[3] „Die Gleichsetzung verschiedenartiger „Gebrauchswerte" läßt sich nur erklären durch eine Reduktion derselben auf ein gemeinsames Gebrauchswertige. Die Gleichungen des Tauschwertes lassen sich nicht, wie Marx meint, erklären aus einer Abstraktion von dem Differenten in den Einzelgestaltungen des Gebrauchswertes, nicht durch Substituierung eines Fremdartigen, sondern nur durch Rückgang auf ihre Artgemeinschaft. Und es ist doch nun in der Tat so, daß alle verschiedenartigen Gebrauchsgüter eine gemeinsame Einheit als Gebrauchsgüter haben. Während die unterschiedlichen Bedürfnisgattungen befriedigen, befriedigen sie zugleich insgesamt die einen mit den anderen den summarischen Bestand des fraglichen Kreises menschlicher Bedürfnisse. Eben deshalb enthalten die verschiedenen Spezies der Güter einen verschiedenen Gebrauchswert in genere." „Die gesellschaftliche Anerkennung des generischen in dem Gebrauchswert verschiedener Gütergattungen kommt in dem Tauschverkehr bei arbeitsteiliger Produktion als Anerkennung eines fungiblen Gebrauchswertes, dessen gleichartige Träger die gesamten Repräsentanten verschiedenartigen speziellen Gebrauchswertes sind, zur tatsächlichen Geltung." Geld (Knies), S. 123/124.

Gebrauchswert" gegenüber Marx' „Gesellschaftlicher Arbeitszeit" zum Wertmaß der Tauschgüter macht: „Noch weniger können wir den Tauschwert bloß im Gebrauchswert finden, wogegen auch die tagtägliche Erscheinung seiner mächtigen Beeinflussung durch die Kosten spricht. Die Tauschwertbildung ist nicht allein Wirkung des Gebrauchswerts, auch nicht allein Wirkung der Kosten, sondern die in Marktkonkurrenz vollzogene gesellschaftliche Feststellung eines Tauschäquivalentsatzes, bei welchem Bedarf und Angebot, die vielen individuellen Kostenwerte der Verkaufskonkurrenten in ein allseitig wirtschaftliches (volkswirtschaftliches) quantitatives Gleichgewicht kommen[1]." Ebenso spricht er sich im „Gesellsch. System" aus: „Der Tauschwert ist weder Kostenwert noch Gebrauchswert, sondern volkswirtschaftlich maßgebend gewordener Satz in der Reihe der individuellen Kosten- und der individuellen Gebrauchswerte[2]."

Und auf die Frage der beiden Gelehrten — Knies' wie Marx — was eigentlich das Gemeinsame im Austauschverhältnisse der Waren sei, äußert sich Schaeffle folgendermaßen: „Als die gleichartige Substanz des Wertes, worauf die Kommensurabilität auch der Tauschgüter beruht, erscheint uns weder der Arbeitskostenbetrag allein, noch der Nutzeffekt allein. Als gemeinsamer Wertgrund erscheint uns vielmehr dieselbe gleichartige Substanz persönlichen Lebens (bzw. zugehörigen Vermögens), dessen reichliche Erhaltung — innerhalb des ewig erneuerten Stoffwechselkreises — eigentlichste Aufgabe der Wirtschaft ist. Weder Kosten- noch Nutzwert ist Substanz des Tauschwertes . . . sondern Kosten und Nutzwert sind selbst zwei verschiedene Beziehungen des Gutes auf die eine Substanz des im wirt-

[1] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft 1874, „Literatur".

[2] 2. Aufl., S. 200.

schaftlichen Stoffwechsel zu erhaltenden Real-Persönlichen; wirtschaftlicherweise ist jedes Gut als Kosten- und als Nutzäquivalent jenes persönlichen Daseins und Lebens zu würdigen, um dessen wirksamste Erhaltung durch Stoffwechsel es sich in aller Wirtschaft handelt. Diese gleichartige Beziehbarkeit aller Güter auf das persönliche Reale (als gemeinsame Produktivkraft und als gemeinsames Konsumtionsziel) macht sie wirtschaftlich vergleichbar." Und so „will uns als Veranlassung des Austausches . . . nicht ein generischer Gebrauchswert oder ein generischer abstraktgesellschaftlicher Arbeitskostenwert erscheinen, sondern vielmehr dies, daß alle soziale Produktion als soziale Differenzierung der einen sozialen Arbeitskraft und alle Konsumtion als persönliche Reintegrierung aus differenten Brauchbarkeiten sich erweist[1]."

Unter diesem „Real-Persönlichen", unter der Substanz, die Kosten und Nutzen zu einer Einheit vereinigt, versteht Schaeffle die „Sozialkraft". Er sagt: „Das gemeinsame Reale der volkswirtschaftlichen Kosten und der volkswirtschaftlichen Nutzeffekte ist die lebendige oder die stofflichlatente Sozialkraft der gegebenen Gesittung. In dem Doppelgesicht der Kosten und des Nutzens, welches uns an jedem Gut entgegentritt, erscheinen nur zwei Seiten der am Stoffwechsel beteiligten einen Kraft! Hier unaufhörliches differenzierendes Binden realer Sozialkräfte in den Stoff durch Arbeit, dort das integrierende Wiederentbinden durch Konsumtion! Als Kosten und als Nutzäquivalente haben also alle wirtschaftlichen Güter . . . eine und dieselbe zusammengesetzte und unteilbare Kraft zur Quelle und zum Ziel. Sie sind ebendeshalb im Wert unter dem wirtschaftlichen Gesichtspunkte vergleichbar, kommensurabel[2]." —

[1] Schaeffle, „Karl Knies", Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft 1874, S. 382/383.

[2] Bau und Leben, II. Aufl., S. 217; I. Aufl., III. Bd., S. 274/275.

Also der Austausch der Güter vollzieht sich, nach Schaeffle, nicht deshalb, weil sie „eine bloße Gallerte unterschiedsloser menschlicher Arbeit"[1] darstellen, und auch nicht deshalb, weil „die gegeneinander tauschbaren Güter innerhalb desselben Bedürfniskreises Elemente eines sozial zusammengehörigen Bedarfes seien, „generischen Gebrauchswert" haben[2], sondern darum, weil das wirtschaftliche Subjekt, der Träger der Wirtschaft, des Stoffwechsels beide: Kosten wie Nutzen, in seinem Innern würdigt[3], auf beide reflektiert[4].

Bei der Wichtigkeit, bei der Bedeutung, die Schaeffle dem wirtschaftlichen Subjekte beilegt, ist es gar nicht zu verwundern, daß er es sorgfältig untersucht, scharf zergliedert, ja, man kann fast sagen, seziert. „Die soziale Personal- und Vermögens-Substanz des Gesellschaftskörpers, oder die soziale Personal- und Vermögens-Kraft, auf deren reichliche Erhaltung und wirksamste Erneuerung die den Stoffwechsel sparsam regelnde Wirtschaft sich richtet, ist, schreibt Schaeffle in „Bau und Leben", einerseits das Ergebnis einer sehr zusammengesetzten Güterverzehrung, Ergebnis der Konsumtion von Brot, Fleisch, Kleidung, Wohnung, Mitteln des edleren Lebensgenusses, geistigen Unterhaltsmitteln usw., anderseits ist sie als Arbeitskraft im wissenschaftlichen Sinne die Eine ungeteilte Quelle der stofflichen Differenzierung zu verschiedenartigsten Gütern, indem dieselbe Arbeitskraft Brot, Fleisch, Kleidung, Wohnung, Mittel des Komforts und der Geistesbildung zu produzieren vermag. Und diese differenten Produkte haben sich aufs neue zu einem persönlichen Leben zu integrieren. Infolgedessen werden die Güter verschiedenster Art einander bedin-

[1] K. Marx, Kapital, S. 4.

[2] Knies, a. a. O., S. 381.

[3] Gesellsch. System, 3. Aufl., S. 180.

[4] Bau und Leben, II. Aufl., II. Bd., S. 219.

gende Bestandteile des Gesamtbedarfes der Gesellschaft bzw. derselben tauschverbundenen Personengemeinschaft[1]." Mit einem Wort — weil der Mensch, der soziale Mensch, die Güter schafft, und weil er sie braucht = konsumiert, sind sie Gegenstand der Wertgebung, Gegenstand der Wirtschaft, d. h. des „auf mindeste Kosten und höchsten Nutzen gerichteten sozialen Stoffwechsels." Jedes Gut, sagt Schaeffle, ist das Ergebnis früheren Aufwandes an persönlichen und sachlichen Gütern, Erzeugnis der durch diesen Doppelaufwand ausgelösten sozialen Kräfte; es hat materiell einen Teil früher vorhandener Gütersubstanz gekostet. Dasselbe Gut stellt aber materiell zugleich einen Vorrat von nutzbaren Kräften dar, die in ihm als Spannkräfte vorrätig sind; es gibt materielle Macht, einen bestimmten Nutzen für soziale Zwecke zu ziehen, eine bestimmte Befriedigung zu erlangen. Das Gut ist also einerseits ein wiederverstofflichter Teil früher ausgelöster Sozialkraft, anderseits das Mittel zur Erneuerung dieser Kraft und zu neuer Auslösung lebendiger sozialer Kräfte[2]."

B.

Fassen wir die Ergebnisse von Schaeffles Wertlehre kurz zusammen, so stoßen wir vor allem erstens auf die scharfe Trennung und Unterscheidung der Brauchbarkeit von Nutz-Gebrauchswert und zweitens auf die Sozialkraft.

1. Vom Gebrauchswert.

Schaeffle wird nie müde, so in „Bau und Leben", in der Besprechung von Hermanns 2. Auflage der „Staatswirtschaftlichen Untersuchungen"[3], zu wiederholen, daß „Brauchbarkeit im Sinne von Nützlichkeit und Gebrauchswert . . . keine identischen Begriffe sind. Brauchbarkeit ist Dienlichkeit der Sache für den Menschen

[1] Bau und Leben, I. Aufl., III. Bd., S. 275.
[2] Bau und Leben, I. Aufl., S. 272; II. Aufl., S. 215.
[3] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, 1871.

überhaupt, Gebrauchswert ist die dem Menschen in seiner wirtschaftlichen Tätigkeit bewußte, von ihm geschätzte Nützlichkeit[1]." „Um die Brauchbarkeit", sagt er in der Tübinger Universitätsschrift, „zum Gebrauchswert im wirtschaftlichen Sinne zu machen, muß das subjektiv-ethische Moment dazutreten, daß das Gut vom Menschen in bewußter Tätigkeit, ethisch, wirtschaftlich erst zum Mittel seiner Zwecke bestimmt und gewonnen werden muß[2]." Und ebenda weiter: „Gebrauchswert ist nicht mehr Brauchbarkeit an und für sich, sondern Brauchbarkeit, gemessen von der Reflexion auf die Befriedigung der konkret obwaltenden Bedürfnisse, Stellung der Gebrauchsbedeutung in der den wirtschaftlichen Prozeß begleitenden Wertreflexion des Subjektes[3]. Der Gebrauchswert (ist) die in die wirtschaftliche Wertschätzung reflektierte Brauchbarkeit bestimmter Güterquantitäten dem Bedarf bestimmter Subjekte gegenüber, an bestimmtem Ort und in bestimmter Zeit[4]."

Mit dieser Unterscheidung der Brauchbarkeit vom Gebrauchswert und mit der damit zusammenhängenden Hervorhebung des subjektiven Charakters des Wertes überhaupt, der nach Böhm-Bawerk[5] jetzt fast allgemein angenommen worden ist, hat Schaeffle, gegenüber seinen Vorgängern Hermann, Rau, Knies usw.[6], die

[1] Tübinger Universitätsschrift 1862, S. 27.
[2] Ebenda, S. 139.
[3] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft 1871, S. 125.
[4] A. a. O., S. 139.
[5] Handwörterbuch der Staatswissenschaft, „Wert".
[6] Bruno Hildebrand hat die Bedeutung des subjektiven Wertes früh erkannt. In der Kritik, die er dem Sozialisten Fr. Engels zukommen läßt („Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft", 1848), schreibt er: „Engels übersieht, daß ein rein absoluter Wert der Güter unter allen Umständen nicht existiert, und daß der Wert immer eine Beziehung der Sache zum Menschen und zur menschlichen Gesellschaft ist und von der menschlichen Schätzung abhängt." S. 318.

Werttheorie einen ganzen Schritt weiter gebracht. Das anerkennen rühmend: Wagner, Böhm-Bawerk, Roscher u. a. m., tadelnd: Knies, der, da er Gegner subjektivistischer Theorien war, sie als Übertreibung empfand, diese Schaefflesche Neuerungen recht scheel angesehen hat. So sagt er einmal mißbilligend: „ „Wert — erklärt Schaeffle (1861) — ist das Maß der Nützlichkeit, welches der Mensch dem Gute beilegt" — worauf dann nicht bloß der so bedächtige Mangoldt (1863) meinte: „Wert nennen wir die den Gegenständen der Außenwelt infolge der ihnen zuerkannten Fähigkeit, einem Bedürfnis zu entsprechen, beigelegte Bedeutung" — sondern sogar Roscher die Definition der früheren Auflagen durch die befremdliche Erklärung ersetzte: „Wirtschaftlicher Wert eines Gutes ist die Bedeutung, welches dasselbe für das Zweckbewußtsein des wirtschaftenden Menschen hat"[1]." Knies hatte unrecht, wenn er schon Schaeffles Subjektivismus „übertrieben" schalt. Was würde er dann zu dem der österreichischen Schule sagen? Schaeffle hat ja nur gegenüber dem völligen Verkennen des subjektiven Moments, dies letzte energisch hervorgehoben; der „reine Subjektivismus" der Wiener Denker blieb ihm aber gänzlich fremd, denn er huldigte immer der „subjektiv-objektiven" Richtung in der Wertauffassung, und der Wert war ihm stets: „Geltung einer beschränkt vorhandenen Brauchlichkeit mit Rücksicht auf die Bilanz von Nutzen und Kosten, also weder Gebrauchswert noch Kostenwert allein[2]."

2. Die Sozialkraft.

Jetzt können wir auch etwas näher auf diese auf den ersten Blick etwas geheimnisvolle Kraft eingehen und sie näher zu präzisieren suchen.

---

[1] „Geld", S. 24.
[2] Vgl. S. 72 dieser Studie.

„Wert" ist, nach Schaeffle, wie wir wissen, nichts Objektives — er existiert nur im wirtschaftlichen Zweckbewußtsein[1], er ist die Bedeutung eines ökonomischen Gutes in der wirtschaftlichen Schätzung und Berechnung[2] des Menschen. Diese Schätzung ist aber, sagt unser Autor, keine willkürliche[3], sondern eine teils durch das Opfer der Entbehrung, teils durch das Opfer der Anschaffung bestimmte Größe. Wenn also der Wert nur eine Reflexion des wirtschaftlichen Subjektes ist, kann es „folgerichtig . . . vom spezifisch-subjektiven, innerlich reflektierenden Inhalt der Wertbestimmung eine „Substanz" des Wertes im materiellen Sinne des Wortes überhaupt nicht geben[4]."

Wie kommt es aber, daß die Güter, obgleich sie keine gemeinsame materielle Substanz besitzen, doch gegeneinander ausgetauscht werden, daß sie kommensurabel sind?

Darauf gibt Schaeffle zur Antwort: Eine gemeinsame Substanz im materiellen Sinne existiert nicht, wohl aber bestimmende Rücksichten auf eine solche Substanz. Es ist für eine wirtschaftliche Durchführung der Wertmessungen unumgänglich auf die materielle Personal- und Gütersubstanz des Gesellschaftskörpers, und immer nur auf diese zu reflektieren. Die volkswirtschaftliche Wertbestimmung ist unlösbar an die Rücksicht auf diese materielle Substanz — auf ein Kostenminimum und Nutzmaximum der letzteren — gebunden[5]. Denn darin treffen alle Güter überein, daß sie konsumiert Lust-, entbehrt Unlustempfindung erzeugen." So kommen wir also wieder auf den Menschen, das Maß aller Dinge, zurück.

---

[1] Gesellsch. System, 2. Aufl., S. 52.
[2] Gesellsch. System, 2. Aufl., S. 51.
[3] Tübinger Universitätsschrift, a. a. O.
[4] Bau und Leben, I. Aufl., III. Bd., S. 278.
[5] Bau und Leben, S. 278.

Die Sozialkraft ist nichts als der Mensch = das treibende, herrschende Agens[1] der Wirtschaft ins Allgemeine, ins Soziologische erhoben. Ist das aber eine Erklärung der Frage nach der Kommensurabilität der Güter? Ja, gewiß ist es eine — eine Schaefflesche. Die andere Frage ist aber die: Wie bemißt man den Wert der Güter? „Nach Kosten und Nutzen, nach Kosten- und Gebrauchserwägungen, nach dem Doppelgesicht der Güter im sozialen Stoffwechsel“ — ist die prompte Antwort.

Schluß.

Wir glauben nun, Schaeffles Werttheorie genügend ausführlich dargestellt zu haben, und fühlen uns berechtigt, dieses etwas breit geratene Wert-Kapitel zu verlassen. Zum Schluß müssen wir nur noch erwähnen, daß Schaeffles Werttheorie u. E. sehr dem ähnlich sieht, was vor kurzer Zeit von einem Autor[2] als letztes Wort der modernen Wertforschung ausgesprochen worden ist. Da heißt es: „Nach einem scharfen Streit, der jetzt nicht der Nationalökonomie, sondern ihrer Geschichte angehört, wurde festgestellt, daß die Kosten und Gebrauchswerte nicht zwei verschiedene Bestimmungsgründe der Tauschwerte sind, sondern nach den einfachsten mathematischen Gesetzen zusammen notwendig sind, um für die Bestimmung der Unbekannten des Preisproblems ebensoviele Gleichungen zu ermöglichen.“

Ähnlich löst das Wert-Preisproblem auch G. Cassel; auch ihm ist es vor allem ein Gleichgewichtsproblem. Er sagt: „Aus unserer Lösung können wir vor allem das entnehmen, daß die Preise durch ein System von Gleichungen bestimmt werden. Die alte Kardinalfrage, welche Faktoren

[1] Gesammelte Aufsätze, I. Bd., S. 160; Kapitalismus und Sozialismus, S. 59.

[2] Nils Wohlin, Die Preisbildung, Schmollers Jahrb. 1906, 3. Heft, S. 181.

für die Preisbildung maßgebend sind, können wir somit einfach beantworten: Es sind das die Koeffizienten dieser Gleichungen[1].“ — Cassel unterscheidet dann drei Kategorien von Koeffizienten: erstens Koeffizienten der subjektiven Wertschätzung; zweitens Koeffizienten der Rohstoffe bzw. der Produktionsmittel und drittens die sogenannten technischen Koeffizienten, die zwei letzten zusammen nennt er die objektiven Faktoren, und kommt zu dem Schluß, daß „man von einem Vorrang der objektiven oder subjektiven Faktoren, hinsichtlich ihrer Bedeutung bei der Preisbildung, überhaupt nicht sprechen kann[2],“ denn „sobald überhaupt Gleichgewicht auf dem Produktionsmarkte herrscht, sind diese beiden Bestimmungsgründe der Preise gleichzeitig wirksam[3].“ Ebensowenig wie man bei zwei auf dem Tisch gegeneinander gestellten Büchern sagen kann, welches von den Büchern die Ursache und welches die Wirkung ist, daß sie beide stehen, ebensowenig kann man die subjektiven oder die objektiven Faktoren als Ursache oder Wirkung der Preisbildung bezeichnen[4].

Sehr nahe an Schaeffle lehnt sich Dimitri Kalinoff[5] an. Der Preis ist für ihn „die Resultante oder die Bilanz zwischen Begehrgrößen und Widerstandsgrößen, die sich der Erlangung des Gewünschten entgegenstellen,“ . . . „er ist das balanzierte und stets zu balanzierende Verhältnis zwischen Gewinn und Kosten, Genuß und Opfer innerhalb einer Gesellschaft[6].“

[1] Cassel, Grundriß einer element. Preislehre. Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, Bd. 55, S. 444.

[2] Ebenda.

[3] Ebenda, S. 449.

[4] Ebenda, S. 449.

[5] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, Ergänzungsheft XXII, „David Ricardo und die Grenzwerttheorie“.

[6] Ebenda, S. 61.

Hat Schaeffle also mit seiner vor einem Menschenalter aufgestellten Wertlehre recht? Hat er mit seiner Vermittelungstheorie — Tauschwert ist Kosten- und Gebrauchswerterwägungen zu gleicher Zeit —, in der er Malthus zum Vorgänger hat, den Nagel des Wertproblems auf den Kopf getroffen? — Fast scheint es so, wenn man die neueren Werttheoretiker liest. Zwar meint Diehl, jeder Vermittelungsversuch zwischen den objektivistischen und subjektivistischen Werttheorien ist purer Eklektizismus, und als solcher abzulehnen, aber da er selbst eigentlich keine eigene Werttheorie aufgestellt hat, so ist es recht fraglich, ob er mit seiner Meinung durchdringt. Trotzdem müssen wir mit ein paar Worten auf Diehl eingehen.

Karl Diehl ist vor allem ein kritischer Kopf, und als Kritiker hat er schon namhaftes geleistet: Sein „Ricardo" ist ein geistvoller Angriff nach drei Fronten, der auf keinen Fall übersehen werden kann. Er wendet sich dort: 1. gegen die objektivistische Theorie von Ricardo und seiner Nachfolger, 2. gegen die extrem-subjektivistische Theorie, 3. gegen die Vermittelungstheorien von Marshall, Dietzel und die der Sozialisten Struve, Bernstein usf.

Die objektivistische (die Arbeits- resp. Kosten-) Theorie ist seiner Ansicht nach falsch, weil ihr Ausgangspunkt falsch ist: es ist falsch, „feste Grundlagen für die Wertbildung dadurch zu gewinnen, daß man nur auf die Produktion blickt und sich um die Vorgänge auf seiten der Zirkulation der Güter nicht kümmert." Dadurch wird „alles Persönliche . . . an dieser Theorie ausgelöscht und die ganze Wert- und Preisbildung verläuft nach festen, objektiven Normen[1]." Die subjektive Theorie ist falsch: 1. weil Gefühlsintensitäten keinen größeren Maßstab abgeben können[2], 2. weil der Ausgangspunkt von dem rationell wirtschaftenden Menschen eine unzulässige Abstraktion sei[1], und 3. weil der Grenznutzen weit über den Rahmen der Aufgabe einer Werttheorie geht[2]: „Die Werttheorie hat sich nach unserer Auffassung (schreibt Diehl) darauf zu beschränken, die letzte Ursache der Preisbildung in den subjektiven Schätzungen der Wirtschaftssubjekte aufzudecken, und der Preistheorie muß es überlassen bleiben, an den tatsächlichen Marktvorgängen für die einzelnen Güter und Warengattungen die verschiedenen Preisgestaltungstendenzen unter den verschiedenen Verhältnissen von Bedarf und Deckung, der Konkurrenz usw. aufzuzeigen, nicht kann es aber Aufgabe e ner Werttheorie sein, die durchaus willkürlichen Vorgänge, die zur Preisbildung führen, auf irgendeinen Generalnenner bringen zu wollen und diesen zum „Maßstab" des Wertes zu erheben[3]." Die Vermittelungstheorie lehnt er, wie angedeutet, rundweg ab: „es läge . . . gar nicht im Interesse der Wissenschaft, solche Versuche der Verschmelzung so heterogener theoretischer Gesichtspunkte vorzunehmen. Dies könnte nur zur Verschwommenheit und Unklarheit führen[4]."

Also, alle drei bis jetzt bekannten Werttheorien sind nach Diehl falsch. Was folgt logisch daraus? — Natürlich, daß eine neue Werttheorie entstehen muß, die der Wirklichkeit näher käme als d e vorhergehenden? Weit gefehlt: nachdem Diehl mit soviel Aufwand die Objektivisten wie die Subjektivisten und diese letzten samt den Eklektikern, des bürgerlichen wie des sozialistischen Lagers, tüchtig bekämpft hat, schließt er mit der Prophezeiung des Sieges einer von den zwei Theorien, und zwar, wie er glaubt,

[1] Ricardo, Erläuterungen, I. Bd., S. 53.
[2] Ebenda, S. 66.

[1] Ebenda, S. 71.
[2] Ebenda, S. 75.
[3] Ebenda, S. 67.
[4] Ebenda, S. 86.

dem der zweiten[1]. Wie, wenn sie beide falsch und untauglich sind?

Fichte sagte einmal: „Ein falscher Satz wird gewöhnlich durch einen ebenso falschen Gegensatz verdrängt: erst spät findet man die in der Mitte liegende Wahrheit. Dies ist das Schicksal der Wissenschaft[2].“ Dies ist das Schicksal der Wissenschaft, und das ist, glauben wir, auch das Schicksal der Werttheorie. Wenigstens alle Anzeichen sprechen dafür — von allen Seiten erstehen neue Denker, die den Versuch machen, die Gegensätze der beiden extremen Theorien zu überbrücken, den Geistesschatz, den jede auf ihrem einsamen Wege gesammelt hat zu einem gemeinsamen „Hort“ zu vereinen. Dietzel[3], Marshall[4],

[1] „Aber die eine oder die andere Richtung wird schließlich den Sieg davontragen müssen; ein Kompromiß, eine Verschmelzung ist ausgeschlossen.“ . . . „Welche von den beiden Richtungen auf die Dauer siegreich bleiben (wird), ist zweifelhaft, ich glaube die zweite.“ Diehl, Ricardo, S. 87.

[2] Bd. 3, S. 399.

[3] Dietzel läßt nur die Preise der „beliebig reproduzierbaren Güter“ durch die „höchsten gesellschaftlichen Reproduktionskosten“ bestimmen. Die Kategorie der „Seltenheits-“ oder „Monopolgüter“ wird nach ihm durch „die subjektiven Wertschätzungen der Marktparteien“ reguliert. Für ihn ist die Nutzwerttheorie nur der notwendige Abschluß der Kostenwerttheorie der Klassiker. Jahrb. f. N. u. St., 3. Folge, I. Bd., S. 704—707.

[4] Er meint: „Das Produktionskostenprinzip“ und das Prinzip des „Grenznutzens“ sind zweifellos zusammengehörige Bestandteile des einen, alles beherrschenden Gesetzes von Angebot und Nachfrage*.“ — Wir können uns ebenso ernstlich darüber streiten, ob bei einer Schere das obere oder das untere Blatt ein Stück durchschneidet, oder ob der Wert vom Nutzen oder von den Produktionskosten bestimmt wird. Wenn ein Scherenblatt festgehalten wird, dann können wir . . . mit sorgloser Kürze sagen, daß das Schneiden vom zweiten besorgt wird; aber diese Aussage ist nicht ganz genau und nur so lange zu entschuldigen, als sie nur eine volkstümliche und keine streng wissenschaftliche Darstellung dessen, was wirklich vorgegangen ist, zu sein beansprucht. In gleicher

* S. 245. Handbuch der Volkswirtschaftslehre.

Cassel, Kalinoff usf., sie alle suchen mit mehr oder weniger Erfolg die Sterilität der extremen Werttheorien zu überwinden. Als bestes Zeichen für die Forderung der Zeit kann u. a. der Umstand gelten, daß selbst die Extremsten der Extremen — die Sozialisten — ihre Arbeitswerttheorie mit der des Grenznutzens zu vergleichen suchen. Außer Bernstein und Struve, die Diehl erwähnt, können wir noch Tugan-Baranowsky[1] anführen, der die relative Arbeitswerttheorie als verträglich mit der Grenznutzentheorie und sogar als ihr logisches Korrelat auffaßt. „Wie die Selbstbeobachtung in der Psychologie die objektive physiologische Beobachtung der psychischen Prozesse nicht ausschließt, sondern sie ergänzt und unterstützt, ganz ebenso“, sagt Tugan, „bildet die objektive Werttheorie von Ricardo eine notwendige Ergänzung der subjektiven Grenznutztheorie.“

Auffallend ist, daß bei dem Überhandnehmen gerade dieser Vermittelungstheorien Schaeffle so wenig Beachtung gefunden hat. Weder Diehl, der doch dem Engländer Marshall manche Seite widmet, noch Kaulla[2] in seinem größeren Werke „Die geschichtliche Entwicklung der modernen Werttheorien“ erwähnen mit einem Worte Schaeffle. — Weshalb? Ist es die stellenweise schwere Sprache, die diese Gelehrten von dem Studium seiner Werke abstößt, oder gilt auch hier der Satz, daß man nur selten Prophet im eignen Lande wird?

Weise werden die Verkaufspreise, welche die Leute für ein fertiges Gut zu zahlen bereit sind, sowohl durch den Wunsch, es zu besitzen, bestimmt als auch durch den Betrag, den sie dafür auszugeben in der Lage sind.“ — Marshall, Handbuch der Volkswirtschaftslehre (Stuttgart 1905), S. 360.

[1] Grundlagen des Marxismus, 157, 159.

[2] Außer dem Altmeister Adolf Wagner haben noch Kalinoff, Rost, Gerlach Schaeffles Werttheorie näher berücksichtigt.

II. Kapitel.

Schaeffles Werttheorie und der Kapitalismus und Sozialismus.

Schaeffle hat seine oben dargestellte Wertlehre dazu benutzt, um die bestehende kapitalistische, wie die von den Sozialisten erhoffte Zukunftsgesellschaft eingehend zu kritisieren.

§ 1.

Schaeffles Kritik des Kapitalismus.

Der Kapitalismus, „die spekulativ-privatwirtschaftliche Geschäftsorganisation, ist", sagt Schaeffle, „nicht als das Non plus ultra der Geschichte der Volkswirtschaft anzusehen, weil sie bloß mittelbar einem sozialen Zweck dient. Unmittelbar ist sie nicht auf höchsten reinen Nutzen für die Gesamtheit, sondern auf den höchsten Erwerb der Privatbesitzer von Produktionsmitteln und auf den höchsten Lebensgenuß der Kapitalistenfamilien gerichtet." Das Ziel der Kapitalisten ist, vom „Ertrag der Nationalarbeit soviel wie nur möglich zu appropriieren[1]," für sich mit Beschlag zu belegen.

Zwar stellt der Kapitalismus gegenüber der Naturalwirtschaft entschieden einen großen Fortschritt dar, aber eine vollkommene materielle Güterversorgung des Volkes ist er noch lange nicht; es ist eine vollkommenere möglich, bei der „der Zweck der Volkswirtschaft . . . das Volk nach seiner ganzen Gliederung möglichst reichlich unter möglichst geringem Aufwand an Arbeit und an Produkten früherer Arbeit mit Sachgütern zu versorgen," besser erreicht wäre. „In der kapitalistischen

[1] Bau und Leben, I. Aufl., III. Bd., S. 423; II. Aufl., II. Bd., S. 278.

Volkswirtschaft", meint tadelnd Schaeffle, „ist die Erreichung dieses Zieles (der besten Güterversorgung eines Volkes) dem Kampf der Privaten um die Gewinne, die Löhne und die Renten überlassen. Bei diesen Preiskämpfen ist das Absehen der kämpfenden Parteien jedoch auf keiner Seite dem absoluten Ziele vollkommener, verhältnismäßiger und wohlfeilster Versorgung des Volkes mit Sachgütern zugewendet, sondern nur der Erreichung des vorteilhaftesten höchsten bzw. niedersten Preises für jede Partei[1]." Dadurch werden die bei der Bestimmung des Tauschwertes normalen Nutzen- und Kostenerwägungen durch den wilden Kampf der Parteien, durch schrankenlose Konkurrenz unterdrückt; der normale Preis kommt auf dem kapitalistischen Markte nicht zustande.

Was versteht Schaeffle unter „normalem" Preis? Und was unter Preis überhaupt?

Unter „Preis" versteht Schaeffle den „im Tausch an einem anderen Wertgute gemessenen Wert, oder das Geldmaß[2], oder den Geldnamen des Tauschwertes[3]." Er vergleicht einmal den Preis mit dem Laut, der den Gedanken — den Wert — zum Ausdruck bringt. Er sagt an der betreffenden Stelle: „Der Wert des Gutes hat zunächst nur eine innere Existenz innerhalb der subjektiven Schätzung des einzelnen. Er ist ohne äußeres Maß, an welchem er für alle erkennbar sein würde, . . . dem wirtschaftlichen Gedanken fehlt gleichsam noch der Laut, dem ökonomischen Bewußtsein noch die Schrift, um sich für sich selbst und andere deutlich zu werden. Diesen Ausdruck gewinnt das Wertbewußtsein aus Anlaß des Verkehrs im Tausche, der Wert findet hierbei den äußeren Ausdruck im Tauschäquivalent, . . . dieses Tauschäqui-

[1] Kartellwesen und Kartellpolitik. Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, Bd. 54 (1898).
[2] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft 1864, S. 565.
[3] Bau und Leben, II. Aufl., II. Bd., S. 251.

valent ist der Preis[1]." Und als „normalen" Preis bezeichnet Schaeffle denjenigen, bei welchem Angebot und Nachfrage sich, unter möglichst großem Gesamtnutzen, unter möglichst geringen Gesamtkosten, so stellen, daß das letzte und kostspieligst hergestellte Angebot noch verlustlos ist und die letzte noch zahlungsfähige Nachfrage eine für ihre Wirtschaftsführung noch immer vorteilhafte Befriedigung findet[2]." — Oder noch präziser: „Die normalen Preise ... sind solche Preise, welche den letzten zur Deckung der Marktnachfrage in Beschäftigung tretenden Unternehmer auf seine Kosten gelangen lassen, ihm außerdem einen zum Geschäft und zum Fortschritt ermunternden Gewinn überlassen, ferner allen Unternehmern gestatten, die Nutzungen des Leihkapitals nach dem Wert desselben zu verzinsen und den Arbeitern einen ihrer Leistung entsprechenden Lohn zu bezahlen; zu dem in diesem Sinn normalen Sachgüterpreis reicht . . . die Freiheit der Konkurrenz . . . nicht aus[3]." Bei dem wilden, blinden, planlosen Wirtschaftskampfe in der kapitalistischen Gesellschaftsordnung wird, wie gesagt, dieser normale Preis und mit ihm die beste Güterversorgung des Volkes nicht erreicht. „Die gesunde Preisbildung kann . . . bei der Planlosigkeit im ganzen der Angebots- und Nachfragekonkurrenz gar nicht oder doch nur zufällig und tastend jenes Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage herbeiführen, welches für die Konjunktur normale und allseitig lohnende Preise ergibt[4]." — Die gegenwärtigen Marktpreise sind alle entweder lange Zeit viel zu hoch, oder wieder viel zu niedrig, weil sie nicht auf einer Übersicht über die Gesamtbedarfe und über die Gesamtvorräte beruhen. Sind aber die Preise viel zu hoch oder viel zu niedrig:

[1] Bluntschli, Wörterbuch, 8. Bd., S. 204.
[2] Kartellwesen und Kartellpolitik, a. a. O., S. 668.
[3] Kartellwesen und Kartellpolitik, S. 668.
[4] Kartellwesen und Kartellpolitik, ebenda.

in beiden Fällen leidet die Gesamtheit und bereichert sich der einzelne. Schaeffle beweist dies treffend an zwei Beispielen, die wir aus diesem Grunde hier unverkürzt uns vorzuführen erlauben.

Er schreibt in „Bau und Leben": „Wenn z. B. $^9/_{10}$ des abgesetzten Korns per Gleichgewichtseinheit zu 1 Mark hergestellt wären, aber das letzte Zehntel, wofür kauffähige Nachfrage da ist, 3 Mark kostete, so würde der Marktpreis für alle $^{10}/_{10}$ auf 3 Mark sich stellen. Nehmen wir an, es handelt sich um 1 000 000 Gewichtseinheiten Produkt, so sind die gesellschaftlichen Kosten 900 000 × 1 Mark + 100 000 × 3 Mark = 1 200 000 Mark oder per Gewichtseinheit = $1^1/_5$ Mark Durchschnittskosten. Die dafür bezahlten Marktpreise aber sind 1 000 000 × 3 Mark = 3 000 000 Mark oder per Gewichtseinheit 3 Mark. Das Produkt muß also von jedem Konsumenten um $1^4/_5$ Mark oder um 150 % zu teuer bezahlt werden. Im ganzen wird auf 900 000 Mark Kosten ein Gewinn von 1 800 000 Mark oder 200 % gemacht. Diese enorme Summe wandert aus dem Einkommen der Getreidekonsumenten in die Hände der Kornbesitzer . . . Dieser dem Privatbesitz zufallende Extrabezug ist lediglich Folge der atomistischen Produktionsweise, des Privatbesitzes der vorzüglichen Produktionsmittel[1]."

Zweites Beispiel: „Der Tuchbedarf einer Bevölkerung beträgt bisher 1 000 000 Meter. Hiervon werden $^5/_{10}$ zu 1 Taler, jedes weitere Zehntel $^1/_5$ Taler kostspieliger (à $1^1/_5$, $1^2/_5$, $1^3/_5$, $1^4/_5$, endlich 2 Taler) hergestellt. Nun tritt zuerst ein Mehrbedarf von 100 000 Meter auf, etwa durch auswärtige Nachfrage, welche zu $2^1/_2$ Taler zu produzieren gestattet; der Preis wird von 2 Taler auf $2^1/_2$ Taler steigen. Jetzt erhalten die Produzenten à 1 Taler, die schon vorher am meisten gewannen, und so alle folgen-

[1] Bau und Leben, II. Aufl., S. 283.

den, denselben Preis, wie der Produzent mit $2^1/_2$ Taler Kosten, also $^1/_2$ Taler mehr, wenn auch ihre Kosten gleich blieben; die neuen Konkurrenten à 2 bis $2^1/_2$ Taler Kosten ziehen nicht einmal den $^1/_2$ Taler Rente, der allen ihren vorher schon begünstigten Konkurrenten zufällt. Auf der Seite der Konsumenten aber trifft die Steigerung des Tuchpreises diejenigen, welche nach ihren Einkommensverhältnissen für den Meter höchstens 2 Taler zahlen konnten; sie müssen ihre Nachfrage aufgeben oder einschränken oder verschlechtern, nicht aber die reicheren Kaufkonkurrenten, welche schon vorher nach ihrem individuellen Gebrauchswert $2^1/_2$ Taler hätten zahlen können und mit verhältnismäßig geringeren Bedarfseinschränkungen davonkommen. Der Nachteil, der aus Gleichgewichtsschwankungen hervorgehenden Preisänderungen trifft also am härtesten die ärmsten Konsumenten, der Vorteil aber am meisten die bevorzugtesten Produzenten. Wäre der ganze Bedarf aus einer Hand produziert worden, so hätte zwar auch zu kostspieligerer Produktion geschritten werden müssen, aber der gesellschaftliche Durchschnittskostenbetrag und der Preis per Meter wäre nur von 1,3 auf 1,4 Taler gestiegen, statt von 2 auf $2^1/_2$ Taler. Kein Produzent bekäme mehr, und die ärmsten Konsumenten würden weniger hart betroffen werden[1].

Der Mangel an Übersicht und somit auch an Voraussicht in Angebot und Nachfrage ist es also, der zu extremen Schwankungen der Preise, Profite, Renten usw. führt, er ist es auch, der die Unsicherheit in der wirtschaftlichen Verhältnissen — in der Produktion, Absatz-Kaufkraft — erzeugt; ihm ist auch das Hauptgebrechen der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, das darin besteht, daß technischer Fortschritt, höchste Produktivität — Krisen, Absatzstockungen, Arbeitslosigkeit im Gefolge führen, zu verdanken. Schaeffle sagt darüber folgendes: „Schon am Springpunkt der kapitalistischen Organisation, bei der Tauschwertbildung, sehen wir aus dem eigensten Wesen des Kapitalismus selbst (dem Haschen nach Privatvorteil) mit unausweichlicher Notwendigkeit folgende Grundschäden hervorbrechen: eine neufeudale, schrankenlos-willkürliche Beherrschung der gesellschaftlichen Ernährungsfunktion durch den Kapitalprivatbesitz; Auslaufen der Konkurrenz vieler in das Monopol weniger Kapitale und in erbliche Konkurrenzunfähigkeit der kapitallosen Subjekte, also Selbstvernichtung und Selbstverunstaltung der Konkurrenz nach zwei Seiten; eine dem Parasitismus günstige Zunahme von Prioritätsrenten; Vernichtung des Kleinbesitzes durch den Großbesitz; endlich Steigerung der Produktions-, Bedarfs- und Absatzschwankungen weit über das zur Gleichgewichtserhaltung erforderliche Maß hinaus, infolgedessen unnötig starke Produktions-, Absatz-, Haushalts- und Entwicklungskrisen; Erweckung des aleatorischen Elements, des Spiels, der Agiotage, des Schwindels[1]."

[1] Bau und Leben, II. Aufl., S. 284. — Auch heute entscheiden vielfach die Durchschnittskosten in den kapitalistischen Geschäften. Hier übertreibt Schaeffle.

Schaeffle bleibt bei dieser allgemein gehaltenen Kritik der kapitalistischen Gesellschaftsordnung nicht stehen, sondern analysiert diese letzte bis ins Detail, und da unseres Wissens eine zweite so sorgfältige Kritik des Kapitalismus seitens eines „bürgerlichen" Gelehrten (Adolf Wagner ist in der Behandlung dieser Fragen als Schüler Schaeffles zu betrachten) nicht so leicht zu finden ist, so bringen wir diese seine Kritik hier möglichst ausführlich zur Darstellung.

Schon im „Kapitalismus und Sozialismus", wie bekannt, im Jahre 1870 erschienen, schreibt er gelegentlich: „Der jetzige Kapitalismus ist in vielen Schichten durch und durch faul[2]." Diese Faulheit deckt er aber mit einer besonderen Sorgfalt und anerkennenswerten Unbefangen-

[1] A. a. O., S. 287.
[2] S. 120.

heit, „frei von den Scheuledern eines begrenzten Parteistandpunktes“ erst in dem späteren, reiferen Werke, dem „Bau und Leben“ auf.

Schaeffle zeigt in diesem Buche fünfzehn Gebrechen oder Schattenseiten des Kapitalismus.

Hier sind sie:

Erstes Gebrechen: Das unbeschränkte Privateigentum an Produktionsmitteln führt zur Vermögens- und Bildungsübermacht einzelner. Dadurch kommt die Gleichmäßigkeit der Vermögens- und Bildungsmacht im materiellen Daseinskampf immer mehr abhanden. Immer mehr konzentrieren sich immer größere Vermögen in immer wenigeren Händen. Aus dieser Sonderübermacht einzelner Geldmagnaten, einzelner Monopolisten geht eine maßlose, egoistische Ausbeutung des konsumierenden Publikums und die Niederlage der schwächeren Konkurrenten hervor. Der wirtschaftliche Wettkampf wird unter diesen Umständen ein Kampf mit List, Gewalt, Schwindel, Korruption, mit herzlosem Druck auf die Nebenmenschen.

Zweites: Das Leben des einzelnen wird, durch diesen rücksichtslosen Kampf der Weniger-Mächtigen gegen die Masse der wirtschaftlich Schwachen, immer unsicherer, die Risiken immer größer; und, was man von einer individualistischen Volkswirtschaft doch erwarten sollte, die individuelle Verantwortung für das eigne individuelle Tun und Lassen verliert immer mehr an Boden, der einzelne wird immer weniger seines Glückes und Unglückes Schmied. Zu den unvermeidlichen Naturkonjunkturen gesellen sich Sozialkonjunkturen, und beiden gegenüber sei man bei der kapitalistischen Wirtschaftsorganisation nicht genügend bewaffnet. „Bei gesellschaftlicher Organisation würden (z. B.) alle Naturschäden von allen zusammen getragen, aus gemeinsamen Mitteln würden die Vorkehrungen bestritten werden. Der Ausfall in den Erträgen würde zwar zu Ansammlungen von Reserven und

zum sparsamen Gebrauch reizen, aber nicht den Trieb der Fälschung, noch die wilde Gewinnspekulation auf die allgemeine Not, wie es jetzt geschieht, erwecken. Und auch die Sozialkonjunktur wäre bei gesellschaftlicher Organisation mächtig eingeengt, das individuelle Risiko würde mit der individuellen Berufstreue sich decken, die Abwendung schädlicher Sozialkonjunkturen wäre dem Interesse und der Mitwirkung aller anheimgegeben, Kosten und Vorteile des Fortschrittes trüge das Gemeinwesen[1].“

Drittes und viertes: Durch die Atomisierung aller Angebote und Bedarfe in der privatkapitalistischen Güterproduktion wird eine Unübersehbarkeit von Bedarf und Angebot verursacht. „Hierdurch wird die Macht der Konjunktur, der unwißbaren, unschätzbaren, unbeherrschbaren Preisbestimmungsmomente unendlich gesteigert, wilder Hoffnung und wilder Panik, der maßlosen Spekulation, Beschwindelung und Betörung durch Hausse- und Baisse-Agiotage wird reichste Nahrung gegeben[2],“ Krisen mit ihren verheerenden Folgen werden hervorgerufen.

Fünftes: Die Unterordnung der öffentlichen Bedarfsbestimmung unter die Interessen der Spekulation. Es entsteht, sagt Schaeffle, mit der zunehmenden Entwicklung des Kapitalismus eine Universalherrschaft des Geldes . . . über das soziale Gesamtleben, dem doch das Ernährungsorgan bloß untertan sein sollte. Krone, Regierung, Parlament, Verwaltung, Wissenschaft, Kirche, Schule, Presse werden in materielle Abhängigkeit gebracht. Nicht das öffentliche Wohl, sondern das des mächtigen Kapitalisten entscheidet über das, was von der Regierung gemacht wird.

Sechstes: Die prekäre Lage, in der sich die Lohnarbeiterklasse befindet, führt dazu, daß die Arbeiter „direkt weder das Interesse noch das erhebende Bewußtsein, einen sozialen Beruf aufs beste zu erfüllen, haben. Dadurch geht aber

[1] Bau und Leben, II. Aufl., S. 282.
[2] Bau und Leben, a. a. O.

der Masse des Volkes das zum menschlichen Glück grundwesentliche Moment, das freudige Gefühl selbständigen Anteils an einem persönlichen innigen Berufsverbande . . . verloren[1].“ Zu den traurigsten Wirkungen des Kapitalismus zählt Schaeffle an dieser Stelle die scharfe Scheidung und Trennung der leitenden Intelligenz von den ausführenden „Händen“ in der Produktion. Die Intelligenz wird geradezu eine abhängige Dienerin des Privatkapitals und Mitunterdrückerin der ausführenden Arbeit. Damit vernichtet die kapitalistische Organisation „auch hier die wahre Aristokratie, hebt die Führung des arbeitenden Volkes durch seine Besten auf, entzieht den letzteren die Stellung des Berufsamtes und nimmt den ausführenden Arbeitern ihre natürlichen Häupter, Autoritäten, Führer und Vertreter.“

Siebentes: Die Bildung und Erhaltung der Kapitale (Produktionsmittel) zeigt schwere Gebrechen. Das Kapital wird nicht dem volkswirtschaftlich nützlichsten, sondern dem privatwirtschaftlich gewinnreichsten Geschäft zugewendet. Der Kapitalismus ist darum nicht der beste und der einzige Bildner der Produktionsmittel in der Volkswirtschaftsgeschichte, sondern nur der erste große Bildner, und als solcher und nur als solcher ist er anzuerkennen.

Achtes: Unter der kapitalistischen Produktionsweise leidet die Qualität und sogar die Quantität, die Produktivität der Produktion, denn es kann manchmal ein Minus des Produktionsertrages statt des Maximums im Interesse des leitenden Kapitals liegen. Beispiel — Vernichtung ganzer Ernten Kolonialwaren in den holländischen Besitzungen u. a. m.

Neuntes: Die wirtschaftliche Kostenersparung an Arbeit und Kapital läßt bei kapitalistischer Produktion viel zu wünschen übrig. Privatinteressen und Volksinteressen kollidieren nur zu oft miteinander. Außerdem geht im

[1] Bau und Leben, a. a. O.

vernichtenden Konkurrenzkampfe eine Menge Kapital mit den im Kampfe untergehenden Geschäften verloren. Daß der Kapitalismus mit dem Menschenmaterial leichtsinnig umspringt, an ihm nicht spart, ist bekannt; enorme Werte an physischer und seelischer Menschenkraft gehen im Wirtschaftskampfe verloren.

Zehntes: Die Absatzkrisen. „Es ist empörend,“ schreibt Schaeffle, „daß bei Überfüllung der Warenlager allgemeine Not und bei allgemeiner Not Beschäftigungsmangel herrschen.“ — Und er sucht nach Mitteln zur Verhinderung der Krisen, die er in der Erfüllung der vier folgenden Bedingungen, oder Voraussetzungen, wie er sie nennt, sieht:

„1. Genau im Verhältnis der überaus wandelbaren Quotenteilung des Nationalproduktes zwischen Lohnarbeit und Besitz müßte auch die Produktion in die Erzeugung einerseits der Lohnarbeiter- anderseits der Besitzer-Bedarfe sich teilen;

2. vom vermehrten Einkommen der vermögenhäufenden Schichten müßte bekannt sein, wieviel auf Steigerung der Luxusverzehrung und wieviel auf Kapitalvermehrung verwendet wird, ferner auf welche besondere Luxusbedarfe und auf welche besonderen Formen der Kapitalanlage das Angesammelte sich hinwendet, und hiernach müßte die Produktion für Besitzerbedarfe und für Geschäftsanlagen („Investierungen“) bemessen werden;

3. die Kapitalvermehrung müßte nicht bloß stetig vor sich gehen, man müßte auch stetig „investieren“, damit die für Neuanlagen beschäftigten Produzenten nicht periodisch beschäftigungslos werden, also für ihren Bedarfskreis nicht periodisch vom Markte verschwinden;

4. die Bedarfe der nichtproduktiven Kreise müßten bekannt sein[1].“

[1] Bau und Leben, II. Aufl., II. Bd., S. 292.

Das sind Schaeffles vier Voraussetzungen zur Verhinderung der Überproduktion bzw. Unterkonsumtion. Nach ihnen zu urteilen, würde Schaeffle nicht nur ein „verkappter“ (wie man ihn in gewissen ihm feindlich gesinnten Kreisen nannte), sondern ein wirklicher Sozialist sein, denn eine solche Organisation der Produktion und Konsumtion, wie er sie mit diesen Voraussetzungen plant, ist ohne die Zentralisation des sozialistischen Staates kaum denkbar. Und doch war Schaeffle weder Sozialist noch Zentralist, sondern umgekehrt: selbst als er, durch die Tatsachen des Lebens belehrt, den politischen Dezentralismus aufgeben mußte, blieb er Dezentralist in der Volkswirtschaft. So rechnet er z. B. zu den schwersten Gebrechen der sozialistischen Gesellschaftsordnung den Umstand, daß sie die Leitung des „Sozialstoffwechsels“ dem Staate überläßt und als das größte Verdienst des Kapitalismus, daß er die scharfe Trennung zwischen Staat und Volkswirtschaft wenigstens zum Prinzip erhoben hat. Für ihn ist dieses Prinzip der Trennung ein „ewiges, allem Wechsel volkswirtschaftlicher Geschichtskategorien entrücktes Grundprinzip[1]“, ja noch mehr: Die Trennung zwischen Staat und Volkswirtschaft ist ihm „ein Gesetz so unverrückbar, wie das Gesetz . . . der Scheidung der animalen und vegetativen Organe und Verrichtungen des Leibeslebens[2].“

Nein, nicht dem Sozialismus huldigte Schaeffle, als er das bösartige Geschwür am kapitalistischen Gesellschaftskörper — die Krisen — aufdeckte, denn er war ein Feind, ein „ehrlicher“[3] Feind des Sozialismus, wie übrigens auch des Staatssozialismus. So schreibt er einmal in einem Aufsatz „Über Trennung von Staat und Volkswirtschaft“: „Mit aller Bestimmtheit stellen wir . . . hier folgende Behauptungen an die Spitze: der kommende Verlauf der Volkswirtschaft und der Staatsentwicklung mag weitere große Ausdehnungen öffentlichrechtlicher (institutioneller) an Stelle der jetzt privatrechtlichen Ausgestaltungen des Güterhervorbringungs- und Güterumlaufsprozesses der Gesellschaft bringen, neben dem jetzt überwiegenden Kapitalismus mag ein immer stärkerer „Institutionalismus“ Platz greifen, die Zentralisierung der Volkswirtschaft aber, die „Verstaatlichung“ der letzteren . . . bleibt dennoch unausführbar[1].“ Mit seiner Kritik des Kapitalismus, mit dem Zugeben „der fortschreitenden Selbstauflösung der kapitalistischen Produktion“[2] vertrat er einfach einen, mit seiner Anerkennung der Wirkung des Entwicklungsgesetzes in der menschlichen Gesellschaft in Zusammenhang stehenden Gedanken, daß die kapitalistische Gesellschaftsordnung die „beste“ der Ordnungen nicht sei und daß eine bessere möglich, ja wahrscheinlich sei. Wie diese wahrscheinliche Gesellschaftsordnung aussehen wird, das weiß er nicht, nur eins ist ihm gewiß: zu fürchten braucht man sich vor diesen kommenden Dingen nicht, denn „eine zentralistische Aufhebung der Volkswirtschaft in den Staat, der eigentliche und wirkliche Staatssozialismus könnte und dürfte diese Änderung nicht bedeuten[3].“

Aber kehren wir zu Schaeffles Kritik des Kapitalismus zurück.

Die folgenden Gebrechen (zehntes bis dreizehntes) betreffen den Handel, die Börsenspekulation, den Börsenunfug, die ungerechte Verteilung des Nationaleinkommens und die damit zusammenhängende Zurückdrängung der Lohnarbeiterklasse auf den „notwendigen Unterhalt menschlicher Arbeitsmaschinen von der historisch notwendigen Qualität.“ Die Börsenjobber, diese „modernen Raubritter“,

[1] Trennung von Staat und Volkswirtschaft. Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, Bd. 40, S. 630.
[2] Ebenda, S. 631.
[3] Das geben die Sozialisten selbst zu.

[1] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, Bd. 40, S. 632.
[2] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, Bd. 40, S. 632.
[3] Ebenda.

wie Schaeffle sie nennt, bekommen einen guten Teil von dieser Kritik ab.

Das vierzehnte ist: Die Anhäufung riesiger Vermögen und das, wenigstens relative, Zurücktreten des Mittelstandes, was, wie wir wissen, für Schaeffle, der am Mittelstande sehr hing — „der noch arbeitende Mittelstand ist das Beste“, ruft er einmal aus —, sehr schwer wog, eins der schwersten Gebrechen des Kapitalismus war.

Und endlich, das fünfzehnte Gebrechen ist nur ein mittelbares: Die Schäden des Kapitalismus, seiner Organisation der Volkswirtschaft beeinträchtigen den gesamten Gesellschaftskörper, und so werden die ungelösten Fragen der Volkswirtschaft zu Fragen der Gesellschaft, zur „sozialen“ Frage.

Damit ist die glänzende Kritik, die Schaeffle am Kapitalismus geübt hat, erschöpft. Er führt alle Schattenseiten der kapitalistischen Gesellschaftsordnung auf ein „anarchisches System der volkswirtschaftlichen Selektion“[1] zurück. Die „blinden“ Anbeter der schrankenlosen Freiheit der Konkurrenz, des freien Spiels der privatkapitalistischen Produktionskräfte sehen dies nicht ein; sie sehen nicht, meint Schaeffle, daß bei der dem kapitalistischen Produktionsprozesse innewohnenden Unstetigkeit und Zufälligkeit „das höchste und letzte Ziel, nämlich ein glückliches und befriedigtes Volksdasein,[2]“ verloren gehe. Er, Schaeffle, der nie an „die Garantie volkswirtschaftlicher Allharmonie geglaubt und die Konkurrenz nie als den Allregulator des wirtschaftlichen Daseinskampfes angesehen hat[3], er, als Soziologe, kann auf Grund allgemeiner soziologischer Prinzipien die isolierte Führung des privatwirtschaftlichen Kampfes, die individualistisch-ver-

[1] Bau und Leben, II. Aufl., II. Bd., S. 281.

[2] Bau und Leben, II. Aufl.,II. Bd., S. 289.

[3] Kartellwesen und Kartellpolitik, Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, Bd. 54, S. 467/468.

einsamte Konkurrenz, nicht anerkennen. Der höhere Daseinskampf ist der kollektive. Ob zwischen monopolistisch-geschlossenen, oder — genossenschaftlich gruppierten Kollektivkräften[1] — das ist eine Frage der Zukunft. Die genossenschaftliche Organisation des Wirtschaftskampfes hat aber entschieden, von alters her, Schaeffles volle Sympathie.

Wir nannten Schaeffles Kritik des Kapitalismus glänzend. Jetzt ist es an der Zeit, wenn auch kurz, die Frage zu beantworten: inwiefern sie das ist?

Von sozialistischer Seite ist so oft behauptet worden: die bürgerlichen Gelehrten, die Nationalökonomen, sind durch die kapitalistische Gesellschaftsordnung und die Vorteile, die sie den „nichtarbeitenden“ Klassen gewährt, und an denen auch die Gelehrten partizipieren, so befangen, daß sie „blind“, „taub“ und unempfindlich werden gegen die Übelstände, gegen die Ungerechtigkeit, gegen den Druck, unter welchem der vierte Stand, das Proletariat, seufzt und stöhnt. Wenn wir auch diese Behauptung nur als problematisch richtig bezeichnen können, denn der wahre Gelehrte, die wahre Gelehrsamkeit, das wahre Streben nach wissenschaftlicher Erkenntnis hat nichts mit parteipolitischer Verblendung, mit Hie-Bürgerlich, Hie-Sozialistisch zu tun, so muß man andrerseits doch ohne weiteres zugeben, daß es die Sozialisten waren (Owen, Saint-Simon, Fourrier und vor allem Marx), die die kapitalistische Gesellschaftsordnung scharf aufs Korn nahmen, sie einer gründlichen Kritik unterwarfen. Die Kritik, die Karl Marx an der heutigen Gesellschaftsordnung geübt hat, ist unübertreffbar, und das „kommunistische Manifest“, in dem diese Kritik zum ersten Male formuliert war, mit seinen knappen, kurzen und doch so plastischen Sätzen bleibt ein unvergängliches Dokument dieser leidenschaft-

[1] Ebenda, S. 678.

lich begeisterten, „vollblütigen" Kritik. Schauen wir uns nur diesen Satz an: „Die Bourgeoisie, wo sie zur Herrschaft gekommen, hat alle feudalen, patriarchalischen, idyllischen Verhältnisse zerstört. Sie hat die buntscheckigen Feudalbande, die den Menschen an seine natürlichen Vorgesetzten knüpften, unbarmherzig zerrissen und kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übrig gelassen als das nackte Interesse, als die gefühllose „bare Zahlung". Sie hat die heiligen Schauer der frommen Schwärmerei der ritterlichen Begeisterung, der spießbürgerlichen Wehmut in dem eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertränkt. Sie hat die persönliche Würde in den Tauschwert aufgelöst und an die Stelle der zahllosen, verbrieften und wohlerworbenen Freiheiten die Eine gewissenlose Handelsfreiheit gesetzt. Sie hat, mit einem Wort, an die Stelle der mit religiösen und politischen Illusionen verhüllten Ausbeutung die offene, unverschämte, direkte, dürre Ausbeutung gesetzt. Die Bourgeoisie hat alle bisher ehrwürdigen und mit frommer Scheu betrachteten Tätigkeiten ihres Heiligenscheines entkleidet. Sie hat den Arzt, den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt."

Schaeffle war ohne Zweifel in seiner Kritik des Kapitalismus von Marx und Lassalle angeregt und beeinflußt worden. — Daß Lassalle auf ihn stark gewirkt hat, wissen wir aus seiner Autobiographie. — Auch leidet Schaeffles Kritik, diese minutiöse Aufzählung von 15 Gebrechen des Kapitalismus unter einer gewissen übertriebenen Ausführlichkeit und Länge. Wenn wir aber trotzdem diese Kritik glänzend nennen, so schöpfen wir die Berechtigung hierzu aus dem Umstande, daß Schaeffle der erste zünftige deutsche Gelehrte war, der mit solcher Offenheit, mit solcher mutigen Aufrichtigkeit und wissenschaftlicher Unbefangenheit die Schattenseiten des Kapitalismus aufzudecken bestrebt war. Er war der erste! — Adolf Wagner, Sombart und andre mehr folgen in dieser Beziehung seinen Spuren. Als Schaeffle seine „Quintessenz des Sozialismus" schrieb, wirkte das Wort „Sozialismus" noch als rotes Tuch; und von einer Anerkennung der Kritik, die die Sozialisten an dem Kapitalismus übten, war keine Rede. Wurde doch Marx' „Kapital" jahrzehntelang totgeschwiegen, obgleich es ohne Zweifel einen Markstein in der deutschen nationalökonomischen Wissenschaft bedeutet. Schaeffle war es, der durch das Medium seiner leidenschaftslosen, gemäßigten Gelehrtenforschung dem Berechtigten an der sozialistischen Kritik zum Durchbruch verhalf. Ihm gebührt das Verdienst, die Kritik des Kapitalismus zur wissenschaftlichen Aufgabe jedes wissenschaftlichen Forschers gemacht zu haben.

Wie kam er nun zu dieser Kritik? —

Wir meinen:

1. durch den Kampf, den er mit den Nichts-als-Freihändlern- und -Wirtschaftsharmonikern in den sechziger Jahren führte, der ihm die Anregung gab, den gleichzeitigen Gegner dieser Harmoniker, den geistreichen Lassalle, kennen zu lernen, dessen Ausfälle gegen ihren gemeinsamen Feind auf Schaeffle einen bleibenden Eindruck gemacht haben, und

2. durch die Verhältnisse in Österreich, besonders durch den Wiener Krach vom Jahre 1873, der die Mißstände der kapitalistischen Jagd nach Profit kraß vor Schaeffles Augen führte. Er brauchte nur die Konsequenzen dieser seiner Beobachtung zu ziehen, und seine Kritik des Kapitalismus war fertig.

§ 2.

Schaeffles Kritik des Sozialismus.

Wie die Sozialisten auf Grund ihrer Arbeitswerttheorie und der mit ihr zusammenhängenden Mehrwerttheorie —

„der Kennzeichnung alles arbeitslosen Einkommens als einer Form sozialer Ausbeutung[1]“ — zur rücksichtslosen Kritik der bestehenden kapitalistischen Gesellschaftsordnung gelangen, so kommt auch Schaeffle auf Grund seiner Werttheorie zur Wiederlegung der Einseitigkeiten der sozialistischen Werttheorie wie zur eingehenden Kritik der sozialistischen Gesellschaftspläne.

„Der Sozialismus betrachtet seine Werttheorie“, sagt Schaeffle, „als den archimedischen Punkt, von wo aus er die bürgerliche Welt aus den Angeln heben könne. Nun, die Werttheorie, wie sie am sorgfältigsten bei Marx formuliert ist, leidet an sehr schweren Gebrechen. Sie erfaßt den innerlichen Charakter des Wertes, welcher die wirtschaftliche Vernunft zum Regulator der Wirtschaft macht, gar nicht. Sie bleibt über den einen grundwichtigen Pol der Wertreflexion, den Gebrauchswert, unklar. Sie weist nicht entfernt nach, wie die erste Grundmaxime der Volkswirtschaft, nämlich die Wirtschaftlichkeit, durch ein besseres System der Wertgebung verwirklicht werden soll, als dasjenige ist, als dessen Organ das Unternehmungskapital fungiert. Sie ignoriert überhaupt den Organismus sozialer Durchführung der Wirtschaftlichkeit, die Bedeutung und die Notwendigkeit der Abweichungen des Gebrauchswertes vom Kostenwerte, des Marktwertes von dem Arbeitswerte. Sie erweist sich damit als einseitig[2].“ „Die sozialistische Kritik,“ fährt er weiter fort, „welche den Wert lediglich auf Arbeit zurückführt, hat meines Dafürhaltens den Grundfehler: den zweiten durch den doppelseitigen Charakter des Wirtschaftsprozesses selbst gegebenen Wertpol über dem ersten Wertpol — den von der Brauchbarkeit wohl zu unterscheidenden Gebrauchswert, — über dem Kostenwerte ganz zu ignorieren[3].“

[1] Tugan, a. a. O., S. 142.
[2] Kapitalismus und Sozialismus, S. 51.
[3] Ebenda, S. 47.

Wie scharf Schaeffle selbst den Gebrauchswert von der Brauchbarkeit zu scheiden verstand, haben wir ja schon oben bei der Darlegung seiner Werttheorie gesehen. Wie wir wissen, ist ihm nicht die Brauchbarkeit schlechthin, sondern nur die begehrte, die bewußt-anerkannte, die mit Kosten verknüpfte Brauchbarkeit — Gebrauchswert.

Wir glauben, an dieser Stelle die bekannte, jetzt der Geschichte angehörende Kontroverse[1] zwischen Gebrauchswert und Tauschwert, zu deren Außer-Kraft-setzen Schaeffle[2] viel beigetragen hat, anführen zu müssen.

Schaeffle hat, gemäß seiner Ansicht von Brauchbarkeit und Gebrauchswert, die von den Sozialisten behauptete Antinomie[3] zwischen Gebrauchs- und Tauschwert nicht zugegeben. Diese Antinomie erblickte man darin, daß z. B. das Wasser sehr hohen Gebrauchswert und keinen Tauschwert, die Diamanten fast keinen Gebrauchswert und einen sehr hohen Tauschwert haben. Schaeffle beweist mit ein paar treffenden Sätzen, daß diese „angebliche Antinomie“ in Wirklichkeit nicht existiere. Er sagt: „Es ist nicht anzuerkennen, wenn man Brauchbarkeit von Gebrauchswert zu unterscheiden versteht, daß gewisse, absolut tauschwertlose Dinge, wie die sogenannten freien Güter, den höchsten Gebrauchswert haben, denn was Gebrauchswert[4] ist, ist in der Regel auch Tauschwert, außer, sofern eben die Tauschbarkeit aus besonderen Ursachen mangelt; nicht aber ist, was sogar bis zur Unentbehrlichkeit brauchbar (nützlich) ist, darum auch Gebrauchswert[4].“ „Die Klage der Sozialisten (Proudhon z. B.), daß Dinge, die einen höheren Gebrauchswert haben, dennoch einen geringeren Tauschwert fänden als solche mit geringerem

[1] Dietzel, a. a. O., S. 206.
[2] Dietzel, a. a. O., S. 208.
[3] Gesammelte Aufsätze, I. Bd., S. 191.
[4] Gesammelte Aufsätze, I. Bd., S. 192.

Gebrauchswert (z. B. ein Zentner Eisen gegen einen Zentner Gold), daß ferner in Teuerungen beim Gleichbleiben des Gebrauchswertes der Tauschwert steige und daher eine Vernichtung von Gebrauchsvorräten zur Erhöhung des Nationalreichtums führen könne, endlich, daß die Arbeit und die Intelligenz im Fortschritt der ökonomischen Kultur immer mehr Gebrauchswert liefern, ohne mehr, wenigstens ohne entsprechend mehr Tauschwert dafür zu finden. Diese seinerzeit zu beunruhigenden sozialistischen Angriffen auf die Gerechtigkeit der wirtschaftlichen Gesellschaftsordnung mißbrauchten angeblichen Antinomien sind nur von scheinbarer Wahrheit. Jene scheinbaren Gegensätze beruhen insgesamt auf der Verwechslung von Brauchbarkeit und Gebrauchswert. Und zwar, schreibt Schaeffle, ist es erstens in Abrede zu stellen, daß ein Pfund Eisen mehr Gebrauchswert habe als ein Pfund Gold. „Wie mir scheint, nicht so sehr deshalb, weil ein Pfund Gold eine höhere konkrete Brauchbarkeit hat als Eisen, denn in Beziehung auf die reine objektive Brauchbarkeit sind zwei verschiedenartige Güter in der Hauptsache inkommensurabel . . .; kommensurabel sind sie nur in ihrem Gebrauchswert, d. h. in ihrer Gebrauchsbedeutung für das ökonomische Bewußtsein, in welchem sie eine Klassifikation finden. Nun ist aber der Gebrauch von Gold für ganz legitime Bedürfnisse doch mindestens so bedeutend als der von Eisen, z. B. für ein Brautpaar zu Ringen, und bei gleichem Bedürfnis nach beiden wird dasjenige Gut in bestimmter Quantität zum Gebrauche das wertvollere sein, welches größere Anstrengung (Arbeit, Kosten usw.) verursachen würde. Zweitens, in Kornteuerungen bleibt bei steigendem Tauschwert der Gebrauchswert derselben Menge von Getreide nicht derselbe, sondern er steigt gleich dem Tauschwert, wie sich dies namentlich an dem wirtschaftlicheren Gebrauche des Getreides zeigt. Die Intensität des Bedürfnisses, der subjektive Hauptfaktor

des Wertes, ist in Hungerjahren eine größere, obwohl dasselbe Quantum Getreide von gleicher Qualität zu seiner Befriedigung hinreicht. Ebenso ist die Anstrengung zur Erlangung des gleichen Quantums (entfernte Beifuhr) im Hungerjahre eine größere als in Jahren des Überflusses. Drittens, das Gleichbleiben oder gar Sinken des Tauschwertes bei quantitativ und qualitativ höherer Leistung der sich höher entwickelnden Arbeiterklasse ist auch nur eine scheinbare Antinomie. Indem Arbeitswille und Arbeitsintelligenz steigen, wird mit gleicher Kraft ein größeres Resultat an Gütern erzielt, eine gleiche Güterquantität wird infolge hiervon weniger Gebrauchs- und weniger Tauschwert, obwohl sie vielleicht infolge besserer Technik brauchbarer geworden ist. ...Eine fortschreitende Erniedrigung des Tausch- und Gebrauchswertes gleicher Güterquantitäten," fügt Schaeffle hinzu, „nicht Erhöhung, ist ein Triumph der ökonomischen Zivilisation[1]."

Schaeffle kommt zu dieser seinerzeit neuen Auffassung von Brauchbarkeit, Gebrauchs- und Tauschwert und ihrem gegenseitigen Verhältnis zueinander auf Grund — wir erlauben uns das noch einmal hervorzuheben — seiner „ethischen" Auffassung der Volkswirtschaftslehre, des Wertproblems. Diese selbe ethische, später ethisch-soziologische Auffassung ist es auch, die ihm die Waffe zur Widerlegung des Marxschen Satzes — „Die Sachen sind bloß sachliche Hüllen gleichartig menschlicher Arbeit[2]" — in die Hand gedrückt hat.

Wir sagten, Schaeffle war ein Gegner der sozialistischen Arbeitswerttheorie, ja noch mehr: Diese Theorie ist es gerade, die ihn zur Verwerfung des ganzen Gebäudes, des von den Sozialisten erträumten Zukunftsstaates, bewegt. „Solange die Sozialisten", schreibt er in „Quintessenz des

[1] Gesammelte Aufsätze, I. Bd., S. 193—195.
[2] Kapital, I. Bd., S. 40.

Sozialismus", „sich an die Arbeitskostentheorie halten, ist der Sozialismus eine Utopie[1], denn wenn man den Wert der Güter bloß nach dem Kostenwerte und nicht dabei auch nach dem wechselnden Gebrauchswerte, d. h. der Dringlichkeit des Bedarfes, bestimmt, so muß im Sozialbedarfe und Sozialproduktion eine quantitative und qualitative Disharmonie entstehen, die niemand zu bewältigen imstande wäre[2]."

Wie bekannt, wenden ja die Sozialisten ein, daß die sozialistische Gesellschaftsordnung des Wertes nicht bedürfen wird. „Die unmittelbar gesellschaftliche Produktion, wie die direkte Verteilung, sagen sie, schließen allen Warenaustausch aus, also auch die Verwandlung der Produkte in Waren, und damit auch ihre Verwandlung in W e r t e. Sobald die Gesellschaft sich in den Besitz der Produktionsmittel setzt und sie in unmittelbarer Vergesellschaftung zur Produktion verwendet, wird die Arbeit eines jeden, wie verschieden auch ihr spezifisch nützlicher Charakter sei, von vornherein und direkt gesellschaftliche Arbeit. Die in einem Produkt steckende Menge gesellschaftlicher Arbeit braucht dann nicht erst auf einem Umweg festgestellt zu werden; die tägliche Erfahrung zeigt direkt an, wieviel davon im Durchschnitt nötig ist . . . Die Leute machen alles sehr einfach ab o h n e Dazwischenkunft des viel-

[1] 13. Aufl. 1891, S. 48.

[2] „Wenn z. B. der Sozialbürger nach schlechter Ernte Brot verlangt," erläutert unser Autor, „kann ihm der Sozialistenchef nicht Steine und nicht Kleider und nicht Vergnügen dafür bieten. Aber dem, welcher das besonders begehrte Brot verlangt, muß eine Taxe ü b e r den Kostenwert angesetzt werden, bei der er sich nach der Decke streckt, damit das Mangelnde, aber Begehrte, für alle wenigstens zur Not reichen könne. Also der Sozialwert („Tauschwert") muß nicht bloß als Kosten-, sondern zugleich als wechselnder Gebrauchswert bestimmt sein; Sozialbedarf und Sozialproduktion geraten sonst in eine heillose quantitative und qualitative Disharmonie, die niemand bewältigen könnte." Quintessenz, S. 48/49.

berühmten „Werts"[1]." „Ja," antwortet hierauf S c h a e f f l e, „wenn der Sozialismus — Kommunismus bedeutet, dann braucht er selbstverständlich keine Wertrechnung, aber in diesem Falle ist „die ganze (sozialistische) Volkswirtschaft unvermeidlich eine Generalunwirtschaft, ein wirtschaftlich unscheidbares Chaos; denn die allgemeine Belebung der Wirtschaftlichkeit in allem Einzelnen zum Vorteil des Ganzen wäre unmöglich[2]." Auch bei der sozialistischen Gesellschaftsordnung muß der Kosten- wie der Gebrauchswert berücksichtigt werden, meint unser Autor, da ja auch im sozialistischen Staate Mißernten, Kostenveränderungen durch technische Verbesserungen, Veränderungen der Geschmackssitte und Bedarfsrichtung nicht verhindert werden können, und alle diese mit menschlicher Kraft nicht völlig unterdrückbaren Naturereignisse und Einflüsse unabwendbar dazu führen, daß die Produkte nicht nur nach ihrem Kostenwerte resp. Arbeitswerte, sondern unbedingt auch nach ihrem Gebrauchswerte taxiert werden m ü s s e n. „Gleiche Mengen gesellschaftlich normaler Werkarbeit, sowie die Sachgüterprodukte aus diesen gleichen Arbeitskosten sind nicht unter allen Umständen von „gleichem Wert" . . . sondern nur dann, wenn Produkte vom gleichen Arbeitsnormalaufwand bzw. wenn Arbeiten von gleichem Normalverbrauch an Personalsubstanz auch gleichmäßig Bedürfnis wären, wenn sie denselben Gebrauchswert hätten[3]." — Der Gebrauchswert ist aber veränderlich — er wechselt mit den Ansprüchen, dem Bedarf der Gesellschaftsmitglieder usf. — und so muß auch in der sozialistischen Gesellschaft neben dem gesellschaftlich möglichen Kostenaufwandsminimum auch dieser s i c h s t ä n d i g v e r ä n d e r n d e Gebrauchswert unbedingt berücksichtigt werden. „Der soziale Gebrauchswert", sagt S c h a e f f l e,

[1] F. E n g e l s : A n t i - D ü h r i n g, Stuttgart 1904, S. 335/336.

[2] Quintessenz, S. 49.

[3] Bau und Leben, II. Aufl., II. Bd., S. 239.

„. . . verliert nie seine Bedeutung für die soziale Tauschäquivalenten-Bestimmung. Nationalökonomische Theorien . . . die ihn in positiven Vorschlägen ignorieren, sind gründlich verfehlt und führen bei praktischer Anwendung zu volkswirtschaftlichen Katastrophen[1]."

Trotz dieser seiner scharfen Zurechtweisung und schroffen Ablehnung war Schaeffle, wie wir wissen, nie ein gehässiger Gegner des Sozialismus im allgemeinen und der deutschen Sozialdemokratie im besonderen gewesen, sondern er hat immer interessiert, mit ruhiger, können wir mit H. Dietzel[2] sagen, wohlwollender Hand diesen Bewegungen den Puls gefühlt. Und zwar aus zwei Gründen: erstens aus der allgemein menschlichen Erwägung, daß „Überzeugungen zu achten sind, auch wenn man sie nicht teilen kann[3]," an welchen Grundsatz er sich immer streng hielt, und zweitens, als Soziologe und Politiker, dem die Zukunft der Gesellschaftsentwicklung am Herzen lag, konnte er, trotz der Gegnerschaft, ein gewisses lebhaftes Interesse für den „Marsch der Arbeiterbataillone" nie unterdrücken.

Außerdem hat Schaeffle mit Lotze „den Gesamtfortschritt des Lebensglückes des ganzen Volkes"[4] gewünscht, und da er diesen in der kapitalistischen Gesellschaft nicht fand, so suchte er ihn über diese Gesellschaft hinweg im Kollektivismus, im wissenschaftlichen Kollektivismus, dessen Organisation er in „Bau und Leben", in der „Quintessenz", in dem Aufsatz „Pseudo- und Ultrakollektivismus[5]" zu schildern versuchte. Dieser Schaeffle-sche Kollektivismus „ist nicht klassenkämpferisch und

[1] Bau und Leben, II. Aufl., II. Bd., S. 240.
[2] Göttinger gelehrte Anzeigen 1889, Nr. 18.
[3] Schaeffle, Votum.
[4] Mikrokosmus II, S. 314.
[5] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft 1893.

auch nicht revolutionär gedacht. Er entwirft einen sorgfältigen Plan einer zukünftigen Gesellschaft, die auf dem Wege der organischen Entwicklung hervorgehen soll", so pflichten wir einer Charakteristik, die eine sozialdemokratische Zeitung gleich nach seinem Tode brachte, bei.

Schaeffle selbst stellt die Kluft, die zwischen seinen „wissenschaftlichen Ansichten und denjenigen des agitatorischen Sozialismus" liegt, in folgenden Sätzen fest:

„Wir (Schaeffle) halten die Ignorierung des . . . Bevölkerungsgesetzes für heillosen Optimismus.

Wir glauben nicht an eine endlose Steigerung der Produktivität der Nationalarbeit für Mittel des sinnlichen Volksunterhaltes.

Wir erwarten für keine Epoche der Zukunft eine strotzende materielle Genußfülle, wünschen sie nicht einmal und legen auf die moralisierenden und humanisierenden Wirkungen einer berufsanstaltlichen Ausgestaltung des Sozialstoffwechsels den Hauptwert.

Wir huldigen überhaupt keinem unbegrenzten Optimismus und hegen keine himmelstürmenden Hoffnungen auf völlige Beseitigung des Übels und des Haders in der sozialen Welt.

Wir halten die Vertilgung auch derjenigen Ungleichheit in den Anteilen an materiellen und idealen Gütern, welche den Unterschieden im sozialen Gebrauchswert der persönlichen Leistungen entspricht, für eine kulturfeindliche Bestrebung.

Wir wollen keinen faulen Frieden, sondern Veredlung, Verallgemeinerung und Belebung gemeinnütziger Rivalität, keine Trägheit des Karpfenteiches, sondern bessere Formen des Arbeits-Wetteifers.

Wir halten die bloße Arbeitskostenregulierung des Tauschwertes für unhaltbar und ins volkswirtschaftliche Chaos führend.

Wir halten die kapitalistische Ordnung des Sozialstoffwechsels für die relativ vollkommenste unter den bis jetzt zur geschichtlichen Auswickelung gelangten Formen desselben und anerkennen neidlos den Kapitalprofit als historisch fruchtbarstes Reizmittel für die Bildung des Kapitals und für den Unternehmungsgeist insolange und insoweit, als nicht eine bessere positive Organisation sich nachweisen läßt, welche die sozialen Hauptfunktionen der Kapitalbildung und Wirtschaftsleitung mit weniger „Mehrwert"-Vorwegnahme ökonomischer und vollkommener zu erfüllen verspricht.

Wir verlangen die Gewährleistung individueller Bedarfsfreiheit, individueller Freiheit der Berufswahl und individueller Wirtschaftlichkeit auch innerhalb der sozial konzentrierten Stoffwechselprozesse.

Wir lehnen die volkswirtschaftliche Zentralisation durch den Staat, den politisch-despotischen Kommunismus, ab.

Wir glauben, daß die berufsanstaltliche Ausgestaltung der großen Stoffwechselprozesse zu Institutionen des öffentlichen Rechtes, ob sie zwar schon länger begonnen hat, ein Geschichtsprozeß von langer Hand sein wird. In welchem Tempo der letztere verlaufen, wann und wo — in der alten oder erst in der neuen Welt — er seinen Höhepunkt erreichen wird, darüber gestatten wir uns nicht einmal eine Vermutung[1]."

Drei Punkte besonders sind es, die Schaeffle von den Sozialisten resp. Sozialdemokraten trennen: 1. Sein Geistesaristokratismus, der keine Gleichheit, höchstens eine „Ausgleichung" nach Verdienst und Leistung kennt. „Die absolute Gleichheit", schreibt er gelegentlich[2], „erscheint im Lichte der Selektionslehre als ein Hirngespinst, mit welchem sich eine soziale Theorie nur kompromittieren kann." Die zur Führung „berufenen, geborenen und ge-

[1] Bau und Leben, II. Aufl., II. Bd., S. 340/341.

[2] Gesammelte Aufsätze, I. Bd., S. 28.

bildeten Aristokraten, die „wahre" Aristokratie, müsse bestehen, und „die Ausgleichung liegt nicht darin, den Hervorragenden die Köpfe durch demokratischen Terrorismus abzuschlagen, sondern darin, das wirklich Hervorragende so an die Spitze gelangen zu lassen, daß die hervorragenden Kräfte hervorragend dem Ganzen dienen und daß größere Leistungen ihrem Vorzug an Einkommen, Ehre, Macht, Ansehen, Achtung entsprechen."

2. Seine Werttheorie, von der wir vorhin sprachen. Die Arbeitskosten als einzige Wertsubstanz hat er nie anerkannt.

3. Seine Beurteilung oder Wertung der gegenwärtigen kapitalistischen wie der zukünftigen „gemeinwirtschaftlichen" Organisation der Volkswirtschaft. So sagt er einmal: „Ich habe nie verfehlt, zu betonen, daß erstens: die Gemeinwirtschaft niemals die ganze Volkswirtschaft verschlingen kann; zweitens, daß die kapitalistische Produktion berechtigt ist und bleibt, soweit und solange sie zum Wohl des Ganzen wirtschaftlicher hervorbringt . . .; drittens, daß die Zunahme öffentlich geregelten Betriebes da und dann, wo und wann dieser etwas leistet, was die Privatindustrie gar nicht leisten kann, oder infolge der Ausartung des Kapitalismus in den konkurrenzlosen Monopolismus nur noch volksausbeutend leistet, — nicht nur kein Unglück, sondern ein Fortschritt ist, welcher in vollkommener Ordnung und mit derselben Notwendigkeit wie alle Jahrhunderte her die allmähliche Ausbildung gemeinnütziger Anstalten vonstatten gehen wird; viertens, daß auch innerhalb der gemeinwirtschaftlichen Organisation die individuelle Regsamkeit sich beleben läßt und daß in keinem Zweige der Produktion ohne Verhältnismäßigkeit zwischen Leistung und Einkommen, ohne Belohnung des Verdienstes und der gemeinnützigen

Aristokratie etwas „für das Volk" erreicht werden kann[1]."

Noch als alter Mann, zwei Jahre vor seinem Tode, hat Schaeffle im „Votum gegen den neuesten Zolltarifentwurf" gewissen Hetzorganen zuliebe noch einmal seinen Standpunkt dem Sozialismus gegenüber vertreten und eine scharfe Trennungslinie zwischen ihm und sich gezogen. Er sagt an der betreffenden Stelle[2]: „Wenn man aber einen Taufnamen haben will, so ist eben zwischen Sozialismus und Sozialismus, zwischen Kollektivismus und Kollektivismus, d. h. zwischen Utopie und Fortschritt zu unterscheiden." Den Sozialismus — als Utopie, als Weltbeglückungskunst — lehnt Schaeffle unbedingt ab: „Die ewige und unerschütterliche Grundlage der menschlichen Gesellschaft ist nach der Seite der Volkswirtschaft hin dieses, daß das Einkommen in jeder seiner Formen als Lohn, Zins, Profit, Bodenrente, Tax- und Gehaltbezug dem einzelnen im Verhältnis seiner Leistung für die Gesellschaft zukomme, und daß auf Grundlage solcher Verteilung des Ertrages der Nationalarbeit jeder seine Einkommensüberschüsse nach moralischer oder rechtlicher Verpflichtung — als Familienvater, Freund, Wohltäter und als Förderer aller guten Zwecke, als Steuerzahler — für die Seinigen und für das gemeine Wohl verwendet. Das Prinzip der Utopisten ist dagegen: Arbeitenmüssen nach der Arbeitsfähigkeit, Genuß aber nach dem individuellen Bedürfen und Genießenwollen. Das ist . . ., was mit den unveränderlichen Gesetzen gesunder Volksgemeinschaft im unauflösbaren Widerspruch steht. Der Sozialismus nach diesem Rezept der Weltbeglücker ist in jeder seiner Gestalt abzulehnen[1]." Schaeffle findet nicht genug Worte, um seine namenlose Verachtung gegenüber allen diesen Schmarotzern, „Sozialschmarotzern der Zukunft", auszudrücken, dagegen legt er alles Gewicht seiner energischen Persönlichkeit, die ganze Wucht seiner kraftstrotzenden Sprache darauf, den anderen, den Fortschrittssozialismus, zu verteidigen. „Ein ganz anderer „Sozialismus", das Gegenteil von aller Utopie ist es, wenn man die zeitgemäßen Formen der Führung des Daseinskampfes mit vereinten Kräften aufsucht und vertritt. Die kollektive Führung der Daseinskämpfe ist die echt menschliche Weise des allgemeinen struggle for life immer gewesen und kann nicht verdächtigt werden. Der Staat ist die höchste Erscheinung davon. Es gilt nur, jede Zeit ihre besonderen Formen finden zu lassen . . . Will man jeden Mann, welcher die für seine Zeit passenden Formen der wirtschaftlichen Volksorganisation sucht, einen Sozialisten nennen, so kann der Angegriffene sagen, daß der praktische, nicht utopistische Sozialismus alles und alle schon nicht mehr bloß an den Rockschößen, sondern am Rockkragen neuen Völkergeschicken entgegenführt. Gerade das Großkapital, welchem der Großgrundbesitz wirtschaftlich immer wesensgleicher wird, marschiert mit seinem monopolistischen Treiben an der Spitze einer friedlichen Umsturzbewegung, und keine geringeren und weniger utopistischen Männer, als Kaiser Wilhelm I. und Fürst Bismarck waren, haben mit der Botschaft vom 17. November 1881 ein gutes Stück von zeitgemäßem Kollektivismus in die Wege geleitet[2]."

Also, Schaeffle war kein Sozialist. Es stimmt vollkommen, wenn er von sich selbst sagt, daß er vom Jahre

[1] Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie, S. 19.
[2] Ebenda S. 15 ff.

[1] Votum.
[2] Votum, ebenda.

1856 bis heute (1901) den utopistischen Kollektivismus furchtlos bekämpft hat; aber ein blinder Anbeter des Kapitalismus war er, wie wir wissen, auch nicht. Was war er nun eigentlich?

Schaeffle war — ein Sozialreformer, ein Soziologe, ein gebildeter, aufgeklärter Mensch. „Mein Sozialismus", sagt er einmal, „ist und war stets „positive Sozialpolitik", „praktische Sozialreform", praktisches Christentum, kurz „Reform-Positivismus" ganz und voll im Geiste der Neuzeit. Das ist zwar nicht Fortschritt im Sinne des Berliner „Fortschrittes", aber Fortschritt weit über diesen „Fortschritt" hinaus, Überwindung beider Extreme des Individualismus, offene und gerade Absage sowohl gegen den Sozialdemokratismus als den Liberalismus, endliches Wegkommen vom aufblähenden Kritizismus, welcher der Vater ist des siamesischen Bruderpaares Liberalismus-Sozialdemokratie[1]."

Dieser Mittellinie zwischen Sozialismus und Kapitalismus blieb Schaeffle zeitlebens treu, und sie war es vor allem, die er in seinen praktischen Vorschlägen, den Reformplänen eines „wahren, wissenschaftlichen" Politikers seit jeher verfolgte. Noch in „Abbruch und Neubau der Zunft" hat er, wie wir wissen, für die genossenschaftliche, berufsanstaltliche Organisation sein Wort gesprochen, später hat er sie mit dem ganzen Wissen und Können eines reifen Mannes zur Anerkennung zu bringen gesucht. Er argumentierte dabei folgendermaßen: Der gesellschaftliche Kampf, der Daseinskampf, läßt sich nicht bannen, auch liegt es nicht im Interesse der Menschheit, des Fortschritts, dies zu tun. Alles, was man machen kann, ja machen muß, ist: den häßlichen, gehässigen, „bestialen", rohen

[1] Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie, S. 20.

Kampf durch gesunde, freie Rivalität der kämpfenden Parteien zu ersetzen. Diese gesunde Rivalität dachte er dadurch zu erzielen, daß er die Gesellschaft in Gruppen einteilte, die durch gemeinsame Interessen verbunden sind, und sie dann den Daseinskampf kollektiv führen ließ. Die berufsanstaltliche, körperschaftliche Organisation aller sozialen Tätigkeiten war sein Ideal; aus diesem Ideal heraus ist es verständlich, wenn Schaeffle die Kartelle[1] — als berufsmäßige Veranstaltung der Unternehmer — die „Inkorporation des Hypothekarkredits" — als Organisation, vor allem der Bauern —, „die korporativen Hilfskassen", die Arbeiterkammern usw. — als Körperschaften der Arbeiterklasse — verteidigt und ihrer aller verhältnismäßige Berechtigung zu beweisen nie müde wird. Bauer, Arbeiter, Unternehmer, — Gewerbe, Handel, Landwirtschaft — —, alles muß organisiert sein, damit die höchste gesellschaftliche Organisation, der Staat, — die vollendetste Organisation, der vollendetste Organismus wird. Die vollendetste menschliche Gesellschaft — Sozietät — ist es, worauf Schaeffles Politik hinaus will, und dies ist es auch, was seine Politik groß macht und was ihn von andern Politikern, z. B. von den beiden Extremen — Agrariern und Sozialisten — unterscheidet. Schaeffle liegen am Herzen weder die Interessen der Partei noch die der Klasse, selbst nicht die Interessen des gegenwärtigen Staates, sondern das, was er wünscht und hofft, wofür er lebt und sorgt, ist das alte pium desiderium der großen Griechen, der ewige Wunsch so vieler edler Männer: durch allgemeine und höchste Anpassung aller Interessen soll die vollkommenste Organisation, der vollkommenste Staat von der kämpfenden Menschheit errungen werden.

[1] Vgl.: „Kartellwesen und zur Kartellpolitik. Z. f. d. g. St. 1898.

III. Kapitel.

Schaeffles Ansichten über die Güter, das Vermögen, den Unternehmer-Profit, über „Renten“ und über das Privat- und das gemeinwirtschaftliche System der Volkswirtschaft.

A. Die Güter.

Wenn wir ein Kompendium der Nationalökonomie zu schreiben hätten, wäre es selbstverständlich ein grober Verstoß gegen die Systematik gewesen, wenn wir jetzt, nachdem wir die Wertlehre bereits erledigt haben, uns zu dem Begriff „Gut“, das neben dem Begriffe des Bedarfes und dem der Wirtschaft jedes systematische Werk der Volkswirtschaft zu eröffnen pflegt, wenden wollten. Wir schreiben aber kein Kompendium, kein systematisches Buch über die Volkswirtschaft, sondern sind bemüht, ein Bild von Schaeffle als Theoretiker der Volkswirtschaft zu geben, darum steht es uns frei, nur die Zweckmäßigkeit der Darstellung berücksichtigend, hier jetzt, nach Herausarbeiten der markantesten Züge seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit, noch kurz die minderwichtigen folgen zu lassen.

Der Begriff des „Guts“, des „wirtschaftlichen Gutes“, ist „auch heute wissenschaftlich nicht vollends fest geworden[1],“ in der Wissenschaft streitet man noch immer über die Grenzen dieses Begriffes. Die einen wollen ihn nur auf die materiellen, sachlichen Güter beschränken, die anderen fordern die Einbeziehung der Dienste, Verhältnisse und Rechte in ihn hinein.

[1] Handwörterbuch der Staatswissenschaft, Artikel „Gut“, S. 226.

Besonders früher war dieser Streit um das wirtschaftliche Gut sehr heiß. Man knüpfte nämlich an ihn die Frage der Produktivität[1] der einzelnen Berufe an. Die Sozialisten z. B. hielten nur die physische, die Handarbeit, für Nützlichkeit schaffend, darum anerkannten sie von Anfang an nur die materiellen, stofflichen Sachen für Güter, die „bürgerlichen“ wieder, denen der Gedanke der Sterilität aller anderen Berufsklassen widerstrebte und denen die Degradierung aller geistigen Tätigkeit zur gesellschaftlich unproduktiven gegen den Strich ging, bezeichneten, mit Jean Baptiste Say an der Spitze, auch die immateriellen Sachen — „die Dienste“, „die persönlichen Güter“ und die „Verhältnisse“ als wirtschaftliche Güter.

Jetzt versteht man unter dem „wirtschaftlichen“ Gut im allgemeinen (Adolf Wagner bleibt bei der alten Dreiteilung: „Sachgüter, Dienste und Verhältnisse, einschließlich der Rechte“) nur die materiellen, stofflichen, die mit Arbeit erworbenen Sachen.

Was Schaeffle betrifft, so hat er seine Ansichten dem Begriff „Gut“ gegenüber im Laufe seines Lebens geändert, und zwar indem er den Begriff wirtschaftliches Gut mit der Zeit enger faßte, immaterielle Dinge, Verhältnisse usw. aus ihm ausschloß. Dagegen zählt er die „persönlichen Güter in ihrem stofflichen oder leiblichen Bestande (Nerven, Muskeln, vegetative Gewebe)“ den wirtschaftlichen Gütern bei.

Er definiert den Begriff „Gut“ folgendermaßen: „Wirtschaftliche Güter sind die sämtlichen in der Bevölkerung persönlich angehäuften oder außerhalb der letzteren im Vermögen angesammelten organischen und anorganischen

[1] „Produktivität“ wurde damals im Sinne der gesellschaftlichen Nützlichkeit verstanden und nicht im Sinne „der Ergiebigkeit, d. h. Leistungsfähigkeit menschlicher Arbeit“, was wir mit Sombart („Ideale der Sozialpolitik“, Archiv f. S. und St., Bd. X) für die einzig richtige Auslegung dieses Begriffes erachten.

Stoffe, sofern sie einerseits den Bedürfnisträgern Kosten verursachen, andrerseits als Vorräte nutzbarer Spannkräfte und als Organe und Hilfsmittel der nutzbaren Auslösung der Spannkräfte (zu persönlicher Arbeitsleistung, ferner zu Nutzungen der äußeren Güter, endlich zu vereinten Nutzeffekten der persönlichen Arbeitskraft und der äußeren Güter) dienen[1].“ Zu dieser neuen Begriffsbestimmung führt ihn die soziologische Auffassung der Nationalökonomie, die allmählich in ihm überhand nimmt. Wie wir wissen, nennt Schaeffle die Volkswirtschaft — Sozialstoffwechsel[2] und sagt, „. . . wenn die Volkswirtschaft wirklich sozialer Stoffwechsel ist“, dann müssen „nur Stoffe, welche in den sozialen Kreislauf eintreten, aber auch alle Stoffe, die wirklich in diesen gegen Kostenaufwand und zu Zwecken der sozialen Lebenserhaltung brauchbar eingetreten sind und wirtschaftlicher Regelung unterliegen, als wirtschaftliche Güter angesehen werden . . .[3]“ Diese „Stoffe“, diese „durchaus“ materiellen Güter, mit denen die Volkswirtschaft = die Sozialstoffwechsellehre zu tun hat, teilt Schaeffle in zwei Kategorien ein: 1. in persönliche Güter (besser Leibessubstanzen), 2. in äußere Güter (Sachgüter)[4].

Damit scheidet Schaeffle, wie schon gesagt, die immateriellen, inneren, persönlichen nichtstofflichen Güter (Vernunft, Tugend, Gesundheit, Schönheit usf.) und die sogenannten Verhältnisse (Kundschaft, Monopole, Verlags-Firmenrechte u. a. m.) aus der Definition, aus dem Begriffe „Gut“ mit Recht aus. Die ersten, die immateriellen Güter, weil sie nur mittelbar der Wirtschaft dienen, materiell Bedeutung haben, die zweiten, die „Verhältnisse“, weil sie keine Stoffbestandteile des Gesellschaftskörpers sind. „Sie

[1] Bau und Leben, S. 206.
[2] Vgl. S. 34 dieser Studie.
[3] Bau und Leben, S. 206/207.
[4] Bau und Leben, II. Aufl., II. Bd., S. 206/207.

sind alle ausschließende Aneignungs-, Erwerbs- und Ausbeutungsvorteile, in gesellschaftlichen Gewohnheiten und in Vorrechten begründet, in der liberal-kapitalistischen Wirtschaft abtretbar und verkäuflich, daher historische Kategorien von tief eingreifender Bedeutung für den Verkehr und das Privatrecht der liberalen Volkswirtschaft[1].“

Diese Beibehaltung der persönlichen stofflichen im Gegensatz zu den persönlichen nichtstofflichen Gütern im Begriffe „Gut“ ist vom Schaeffleschen Standpunkte, dem des Soziologen, vom Standpunkte seiner „Soziologie“ vollständig konsequent und richtig gedacht; rein nationalökonomisch betrachtet ist diese Beibehaltung dagegen sehr anfechtbar, denn alle diese „persönlichen Güter“ in ihrem stofflichen oder leiblichen Bestande — Nerven, Muskeln usw. — sind an eine menschliche „Persönlichkeit“ geknüpft, sind ohne eine solche nicht denkbar, berühren somit Dinge, die, wie wichtig sie auch sein mögen, ja gerade wegen ihrer Wichtigkeit, die weit über den Bereich der Nationalökonomie, der Wirtschaft hinausreicht, u. E. den „wirtschaftlichen“ Gütern nicht beigezählt werden können.

Schaeffle hält auch die Arbeit für ein wirtschaftliches Gut. „Die Funktion der persönlichen Güter“, schreibt er, „ist die Arbeit“, also ist auch die Arbeit ein persönlich-stoffliches Gut. Auch dieser seiner Ansicht müssen wir widersprechen: „Dafür“, können wir mit v. Wieser sagen, „die Arbeit als Gut zu bezeichnen, spricht, daß sie einer der wichtigsten Faktoren der Produktion und der Wirtschaft ist, und daß sie bis zu einem weiten Maße „bewirtschaftet“ wird . . . Man kauft (ja) sogar Arbeit wie eine Ware, und nicht bloß die des Sklaven, sondern auch die des freien, geachteten Mannes. Dagegen ist zu bedenken, daß ein Gut uns ein Mittel unserer Zwecke ist, genauer ein bloßes Mittel, das will sagen: eine Sache. Die Arbeit

[1] Bau und Leben, II. Aufl., II. Bd., S. 207.

wird von uns mit Recht, . . . als Mittel unserer Zwecke, das wir mit nüchterner Klugheit zu verwenden haben, (angesehen); aber sie darf doch nicht durchaus sachlich angesehen werden, sie ist und bleibt ein persönliches Ereignis, dem gegenüber auch das Gefühl seine Rechte und Pflichten hat. Man kann sprachrichtig doch nur sagen, die Arbeit gelte in vielen Beziehungen wie ein Gut, aber nicht, sie sei schlechthin ein Gut.[1]"

Ähnlich äußerte sich auch Hermann, der zwar die Arbeitskraft und die Arbeit zu den wirtschaftlichen, aber nicht zu Tauschgütern zählt: „Die Arbeitskraft als solche ist . . . von höchstem Gebrauchswerte in der ganzen Sphäre der Bedürfnisbefriedigung, indem sie einen Hauptteil aller Güter liefert, die Arbeit. . . Obwohl sie aber nicht beliebig sich darbietet und obwohl ihre Ausbildung bis zur Leistungsfähigkeit des Individuums große Aufopferung an Sorge und Güteraufwand erfordert, so ist sie doch in freien Staaten kein Tauschgut, weil sie ein Bestandteil der Persönlichkeit des Menschen ist . . . die Arbeitskraft ist . . . ein wirtschaftliches Gut, aber kein Tauschgut[2]."

Sind Schaeffles „persönliche stoffliche Güter" auch Tauschgüter? Darüber speziell ist bei Schaeffle keine bestimmte Antwort zu finden; aber über die Tauschfähigkeit der wirtschaftlichen Güter überhaupt spricht er sich vielmals und verschieden aus. So 1861 in der Vierteljahrschrift nennt er den Tauschwert „nicht das wesentliche Charaktermerkmal des wirtschaftlichen Gutes, da es nur an der Tatsache des Tauschdurchganges abgenommen ist, welche bei entwickelter Arbeitsteilung zwar fast alle Güter, aber keineswegs notwendig und durchaus betrifft[3]."

[1] Handwörterbuch der Staatswissenschaft, Artikel „Gut".
[2] Staatswirtschaftliche Untersuchungen, S. 107.
[3] „Mensch und Gut", S. 208.

1867 im „System" meint er entschieden: „Ein Gut kann freilich wirtschaftlichen Wert haben, auch wenn es tatsächlich nie in den Tausch kommen kann oder darf . . . Allein, da bisher die Nationalökonomie die untauschbaren öffentlichen Güter von Wert regelmäßig beiseite läßt, und da die Nationalökonomie nicht mit einem Robinsonvermögen, sondern mit Verkehrsgütern sich beschäftigt, so ist es wenigstens praktisch zutreffend: ökonomische Güter diejenigen Privatgüter zu nennen, welche im Tausch durch ein wertvolles Gegengut vergolten werden, — einen Preis oder . . . „Tauschwert" finden[1]."

1873, „System . . .", 3. Auflage, teilt er einfach alle Güter „nach ihrer Erscheinung im Verkehr der sittlichen Gemeinschaft in . . . Tauschgüter, oder Gegenstände öffentlicher Mitteilung (res publicae), oder freie Gaben und Hingebungen persönlicher Dienste[2]."

Endlich 1881, 1896 in „Bau und Leben" bestimmt er die Tauschfähigkeit der Güter durch vier Momente: 1. durch die natürlichen Eigenschaften des Gutes, „sofern nur solche Güter verkehrsfähig sind, welche ausschließlich angeeignet und (körperlich oder symbolisch) ausschließend übertragen werden können"; 2. durch die wirtschaftliche Entwicklungsstufe, „da zu verschiedenen Zeiten dieselbe Art von Gütern von Dritten begehrt und nicht begehrt ist"; 3. durch Satzungen des Rechts und der Sitte, „die für gewisse Güter den Verkehr ausschließen"; 4. durch wirtschaftliche Organisationsformen, „da gewisse Arten der Stoffwechselorganisation die Güter am Übergang in den Verkehr hindern[3]."

Sonach muß doch anzunehmen sein, daß Schaeffle die „persönlichen Güter in ihrem leiblichen Bestande"

[1] S. 46.
[2] S. 67.
[3] Bau und Leben, II. Aufl., II. Bd., S. 208.

auch den Tauschgütern zuzählt, was u. E. kaum zulässig, ja geradezu unzulässig ist.

Damit wäre das Wichtigste in Schaeffles Auffassung des wirtschaftlichen „Gutes" erschöpft. Zum Schluß wollen wir nur noch, die soziologische Einteilung[1] der Güter nach dem Zwecke, dem sie dienen, übergehend, die besondere Bedeutung, die er „den Gütern der Darstellung, Mitteilung, Aufbewahrung und Tradition der Ideen" im Gegensatz zu den Gütern der „leiblich organischen Ernährung und Beschützung" beimißt, kurz zur Sprache bringen.

Den Gütern „der Darstellung, Mitteilung usw.", kurz den „Idealgütern", wie er sie nennt, widmet Schaeffle wiederholt[2] seine Feder. Was versteht er denn unter „Idealgütern"?

Die Idealgüter oder Symbole sind materiell fixierte Ideen[3], äußerlich verkörperte Geistprodukte[4]. Sie sind die Äußerung innerer Gedanken, Werte und Entschlüsse in Werken. „Diese Äußerung ist entweder bloße Darstellung und Abbildung der inneren geistigen Gebilde, Herstellung von Bildwerken, Symbolen, teils eine Herstellung nützlicher Mittel nach den nützlichen Zweckvorstellungen, Würdigungen und Willensbestimmungen . . .[5]"

Schaeffles „Idealgüter" sind spezifisch menschliche, soziale Güter — sie erscheinen erst im sozialen Leben und wachsen mit der Entwicklung der menschlichen Zivilisation, der „Gesittung". Ihren „hervorragend sozialen Charakter,

[1] Im „Bau und Leben" streng durchgeführt.

[2] Bau und Leben, II. Aufl., I. Bd., S. 32.

[3] Außer in der „Theorie der ausschließenden Absatzverhältnisse" (1867), „System", 3. Aufl., „Bau und Leben", „Soziologie" u. a. m., hat Schaeffle einen Aufsatz speziell über diesen Gegenstand unter dem Titel „Über die volkswirtschaftliche Natur der Güter der Darstellung und Mitteilung" in der Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, Jahrg. 1873, veröffentlicht.

[4] System, 3. Aufl., S. 8.

[5] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft 1873, S. 3.

sowohl was ihre kulturgeschichtlich wachsende Bedeutung, als was ihr innewohnendes Streben nach gesellschaftlicher Hervorbringung, Vervielfältigung, Verbreitung, Vergeltung und Benutzung betrifft[1]," kann Schaeffle nicht oft genug hervorheben. Sie sind ihm geradezu „die realen Bänder gesellschaftlicher Verkörperung in Raum und Zeit[2]," sie sind es, die „vereintes Wirken räumlich getrennter Körper, innigsten sozialen Zusammenhang zerstreuter Elemente[3]" ermöglichen. Aus dieser „sozialen" Rolle, die er diesen Gütern zuschreibt, ist die Bedeutung zu erklären, die er ihnen als Nationalökonom, vor allem aber als Soziologe beilegt. Sie sind ihm der Schlüssel zum Einblick „in den eigentümlichen psychischen Mechanismus des sozialen Körpers[4]", sie verkörpern ihm das Übergewicht der menschlichen Vernunft im rohen Kampf ums Dasein, sie zeigen ihm die Richtlinien der menschlichen Zivilisation, des sozialen Fortschritts, und sind ihm endlich die Gewähr dafür, daß diese Zivilisation, dieser Fortschritt, den höchsten menschlichen Gütern — Frieden, Harmonie und sittlicher Vervollkommnung — zustreben.

Wie kommt Schaeffle zu solcher Einschätzung seiner Idealgüter, deren Hervorhebung für den Soziologen wie den Nationalökonomen „unentbehrlich"[5] ist?

Durch die Analyse des sozialen Kampfes ums Dasein. Er sagt: „Der auslesende Daseinskampf verlangt und bringt wirklich immer mehr geistige Kraft. Denn er regt die Erweiterung der individuellen Seelentätigkeit zu gemeinsamer Arbeit der Beobachtung und der Voll-

[1] Bau und Leben, II. Aufl., I. Bd., S. 35.

[2] Ebenda.

[3] Bau und Leben, I. Aufl., I. Bd., S. 286.

[4] Bau und Leben, I. Aufl., I. Bd., S. VI.

[5] Abriß der Soziologie, S. 107.

streckung, zu vereintem Fühlen und Wollen[1]" an, bildet immer mehr geistige Kollektivkräfte, Kollektivsubjekte[2]. Diese Kollektivkräfte, Kollektivsubjekte, die immer größeren, innigeren, geistigeren Sozialverbände erzeugen einen steigenden Bedarf[3] für Symbole des Ideenverkehrs, also für „Idealgüter". Die Idealgüter sind „als lebendige Sprache, als Schrift, Druck, Bild, Kunstwerk spirituellste, wirtschaftlich mindest k o s t s p i e l i g e und doch meist gemeinnützige Stoffgestaltung[4]." Im Gegensatz zu den Sachgütern — sinnlichen Realgütern, wie S c h a e f f l e sie nennt —, den materiellen Gütern, den Gütern der „leiblich organischen Ernährung", die mit der Zeit teurer werden, weil sie nicht willkürlich vermehrt werden können und nur eine b e g r e n z t e Benutzung zulassen, sind die Idealgüter einer fast unbegrenzten Vermehrung, also einer weitgehenden Verwohlfeilerung fähig und lassen eine wiederholte, gleichzeitige Benutzung und Aneignung von mehreren zu. Dazu ist der Nutzen dieser Idealgüter oder Symbole, „soweit nicht das materielle Substrat durch Gebrauch oder durch Zeitlauf zerstört wird, ein unerschöpflich fortfließender und sich erneuernder, er ist wahrhaft „aere perennius"[5]."

Während also die allgemeinen idealen und praktischen Symbole eine „staunenswerte" Verwohlfeilerung und Vervielfältigung aufweisen, während ihre industrielle und kunstindustrielle Produktion immer ökonomischer sich gestaltet, „steht dieser fortschreitenden Ökonomik in der gesellschaftlichen Deckung des Idealgüterbedarfes eine fortschreitende ökonomische Erschwerung des sinnlichen Realgüterbedarfes[1] entgegen[2]." Dieser Gegensatz der Ideal- und Realgüter ist es, der S c h a e f f l e die Grundlage zu seiner lebensbejahenden, zuversichtlichen Zukunftsprognose der menschlichen Gesellschaft gibt. So sagt er — und warm und begeistert klingen seine Worte —: „Man wird angesichts dieses volkswirtschaftlichen Antagonismus der Ideal- und Realgüter nicht bezweifeln dürfen, daß d i e l e t z t e h ö c h s t e Bestimmung der technisch ökonomischen Organisation eine i d e a l e ist, daß fortschreitende geistige Veredlung, unabsehbares qualitatives Wachstum der in der quantitativ numerischen Ausdehnung beschränkten bürgerlichen Gesellschaft, Potenzierung sittlicher Gemeinschaft ermöglicht ist. Der nationalökonomische Antagonismus idealer und realer Güter löst sich vom Standpunkt einer idealen Auffassung des fortschreitenden Schöpfungsprozesses in eine schöne Harmonie auf[3]."

[1] Bau und Leben, I. Aufl., IV. Bd., S. 2.
[2] Gesammelte Aufsätze, I. Bd., S. 4.
[3] Bau und Leben, II. Aufl., II. Bd., S. 208.
[4] Bau und Leben, II. Aufl., I. Bd., S. 35.
[5] Bau und Leben, I. Aufl., II. Bd., S. 34.

B. Das Vermögen und das Kapital.

1. Das Vermögen.

Unter dem „Vermögen" versteht S c h a e f f l e den „Inbegriff der effektiven (Belastungen aus-, materielle Anrechte

[1] Wohl bemerkt, S c h a e f f l e meinte damit nur die Nahrungsmittel: daß die Industrieprodukte billiger werden, wußte er selbstverständlich nur zu gut. „Die Güter der Darstellung und Mitteilung — die Unterhaltsmittel des Geistes, kürzer die Bildungsmittel — werden mit steigender Gesittung in immer vollkommenerer Beschaffenheit zu sinkenden Kosten in jedem Umfang des Bedarfes herstellbar. Sie sind zwar . . . nicht die einzige Sachgüterkategorie, von welcher solches zu sagen ist; denn es gibt Brauchlichkeiten auch des praktischen Handelns, welche zu sinkenden Kosten herstellbar sind. Das gilt namentlich von denjenigen, welche auf mechanischem Wege von reichen Lagern der Natur genommen und verarbeitet werden können, den meisten Mitteln der Technik. Die s c h l e c h t h i n u n e n t b e h r l i c h e n S a c h g ü t e r dagegen, jene der Ernährung, können nicht in jedem Umfang dem Lande entnommen werden." Soziologie, S. 112.
[2] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, Jahrg. 1873, S. 69.
[3] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, S. 69.

einschließenden) äußeren materiellen Macht eines Subjektes[1]", oder „die persönliche Gesamtausstattung einer Person mit erworbenen (wirtschaftlich behandelten) äußeren Gütern[2]."

Im Gegensatz zu Adolf Wagner, der gemäß seiner Unterscheidung der privatökonomischen „historisch-rechtlichen" und der rein-ökonomischen, sozialen Kategorien im Wirtschaftsleben auch zwei Begriffe des Vermögens aufstellt: „ „des Vermögens an sich", National-, Volks-, Sozialvermögen bzw. Teile davon einer-, Vermögensbesitz, persönliches Vermögen anderseits[3]," hielt Schaeffle immer an dem einen, am „persönlichen", Vermögen fest.

„Es ist undenkbar," sagt er, „daß die Güter für sich selbst ethisch wirken, abgesehen von irgendeinem sittlichen Subjekt, daß sie in selbständiger Bewegung durch das volkswirtschaftliche Universum schweben. Sie sind Werkzeuge des Schaffens und des Lebens von Personen[4]." Und weiter: „Nur zu äußeren Apparaten persönlichen Lebens verbunden, haben sie (die Güter) Wirkung und Wert. Das Vermögen erscheint also als die einer menschlichen Individualität angepaßte, um sie abgeschlossene persönliche Einheit oder Verbindung ökonomischer Güter[4]."

Diese Anpassung geschieht so, daß „jedes einzelne ökonomische Gut . . . von dem persönlichen Güterkristall irgendeines Vermögens aufgenommen, von dem einen Vermögen im Verkehr dem anderen übergeben[4]" wird.

Also, Güter an sich sind noch nicht Vermögen, sondern stellen, wie Komorzynski trefflich bemerkt, nur einen

---

[1] Bau und Leben, II. Aufl., II. Bd., S. 210.
[2] Gesellsch. System, 3. Aufl., I. Bd., S. 131.
[3] Grundlegung, S. 288, 309.
[4] Gesellsch. System, 3. Aufl., I. Bd., S. 131/132.

Güterbestand, einen Gütervorrat[1] dar. Das hat Schaeffle, wie wir wissen, seit jeher anerkannt; er war sogar einer der ersten, der die „Macht der Person", des „Menschen" gegenüber der toten Materie ausdrücklich hervorgehoben hat, was — wir müssen es hier noch einmal wiederholen — aufs engste mit seiner ethisch-anthropologischen Auffassung der Wirtschaft, als „einer naturgemäßen Erscheinung im Bereiche der Gesittung[2]", mit dem Erheben des Menschen zum einzigen Agens der Wirtschaft zusammenhing.

Um diesen Zusammenhang zu beleuchten, wollen wir noch einmal zu Schaeffles Stellungnahme der klassischen „chrematistischen" Schule gegenüber zurückkehren.

Wie bekannt, hatte Schaeffle den „Menschen", im Gegensatz zum „Gute" der Manchesterleute, zum Schwerpunkt der Volkswirtschaft erklärt. Sein zweiter Schritt in dieser Richtung war der, daß er der „Hauptlehre der chrematistischen Nationalökonomie, der Lehre von den drei Produktivfaktoren, den drei Güterquellen" (Arbeit resp. Arbeitskraft, Natur und Kapital) scharf auf den Leib rückte. Für Schaeffle existiert nur ein Produktivfaktor, nämlich der Mensch.

(Der Unterschied zwischen unserem Autor und Rodbertus und den Sozialisten, die ja auch die selbständige Produktionskraft des Kapitals wie der Natur bestreiten, ist der, daß Schaeffle den Nachdruck auf das geistige — den Menschen — legte, während die Sozialisten das physische — die Arbeitskraft — vor allem hervorhoben. Dieser Gegensatz ist, wie wir wissen, kein zufälliger.)

Er sagt: „Eine Analyse . . . muß sofort ergeben, daß der einzige „Faktor" in der Produktion der Mensch ist,

---

[1] Die Lehre vom Kredit, S. 126.
[2] Gesellsch. System, 3. Aufl., I. Bd., S. 2.

daß es diesem als dem willensbegabten Agens gegenüber nur eine Sachenwelt als Objekt der menschlichen Tätigkeit gibt[1]." Es heißt alles „echt Menschliche, Freie, Sittliche, Kulturmäßige aus dem Produktionsprozeß wegzuschwemmen", wenn man „Arbeit, Kapital und Natur zu drei nebeneinander quellenden Sprudeln zu machen"[2] sucht. Der Produktionsprozeß, das kann Schaeffle nie energisch genug betonen, ist ein Kultur-, nicht ein Naturprozeß, und darum findet es „hier kein „Zusammenwirken", kein Zusammenströmen verschiedener „Quellen", wie in der Natur und im chemischen Prozeß, kein mechanisches Koeffizientenverhältnis mathematischer „Faktoren", sondern eine Bestimmung der bewußtlosen und willenlosen Außenwelt durch einen herrschenden, bewußten und vernünftigen Willen statt. Nicht die Natur, nicht das Kapital „wirkt" für die Erzeugung, sondern an ihrem Naturleben wird durch die produzierende persönliche Kraft (Arbeit) mit schon erworbenen Hilfsmitteln (Kapital) eine für die Lebenszwecke des Menschen nützliche Richtung bewirkt."

Somit ist klar, daß Schaeffle ein Vermögen „an sich" weder kannte noch von seinem theoretischen Standpunkte aus es kennen konnte. „Das Vermögen läßt sich ohne Beziehung auf Subjekte des wirtschaftlichen Tuns und Lassens nicht definieren," sagt Schaeffle entschieden. Diese seine Meinung ist, trotz der Verschiedenheit der Ansichten, die auch über den Begriff des Vermögens herrschen, die jetzt am meisten gültige. So definieren das Vermögen: Philippovich als „die Zugehörigkeit von Gütern zu einer bestimmten Wirtschaftseinheit (Person), die Unterwerfung der Güter unter deren Willen"; Lexis als „die einer Person zustehende Herrschaft über wirtschaftliche Güter"; Zuckerkandl als „die

[1] Deutsch. Vierteljahrschr. 1861. S. 237.
[2] Ebenda, S. 239.

einer Person zustehende Herrschaft über wirtschaftliche Güter auf Grund des Eigentums und des Besitzes...[1]"; ähnlich Böhm-Bawerk usf. Komorzynski geht mit seiner Definition: „Das Vermögen muß...als eine Quelle privaten Einkommens, als die Macht über solches bezeichnet werden" noch über Schaeffle hinaus. Für Komorzynski verschwimmen alle Güter, die eine Person besitzt (äußere sowohl wie innere Güter), zu einer Quelle des Privateinkommens dieser Person. Darum zählt er auch, von seinem Standpunkt aus völlig konsequent, die Arbeitskraft, die Arbeitsfähigkeit, da sie als Einkommensquelle dienen kann, zum Vermögen, was u. E. ebenso unzulässig ist wie das andere: Die Bezeichnung der Arbeitskraft als Kapital, worauf Komorzynski selbst aus Rücksicht auf den Sprachgebrauch verzichtet. Denn, ist es nicht derselbe Sprachgebrauch, der einen vermögenden Mann nur denjenigen nennt, der mit äußeren, „irdischen" Gütern „gesegnet" ist?

Was Schaeffle betrifft, so lehnt er in der 3. Auflage seines „Systems" die Einbeziehung der Arbeitskraft (der eignen) in das Vermögen entschieden ab. Es gehe nicht an, schreibt er dort, „die Proletarier auf diese einfache Weise zu Kapitalisten zu stempeln . . ..[2]" In „Bau und Leben" scheint er aber wieder Lust zu haben, diese seine Worte rückgängig zu machen, da er es doch nur in einer Anmerkung und das dazu noch zögernd tut („mir scheint, daß es an sich statthaft wäre . . .[3]"), und auch dabei seine Definition „der äußeren Macht, also mit Ausschluß der in der eigenen Person des Subjektes liegenden materiellen Macht!"[3] stehen läßt, so glauben wir, diese seine Anwandlung ignorieren zu dürfen.

[1] Wörterb. d. V., II. Bd., S. 777.
[2] I. Bd., S. 132.
[3] Bau und Leben, II. Aufl., II. Bd., S. 210.

2. Das Kapital.

Wenn wir jetzt zum Begriff des Kapitals übergehen, so stoßen wir sofort auf eine Verworrenheit der Ansichten — „fast jeder Autor hat seine besondere Definition", schreibt Platter[1] —, die nicht sehr weit von dem Zustand entfernt ist, in dem sich die Lehre vom Kapital, nach Knies' vortrefflicher Schilderung, schon vor fast 35 Jahren befand. Er sagt an der betreffenden Stelle[2]: „Während jedermann von der großen Wichtigkeit dieses Grundbegriffes (des Kapitals) eingestandenermaßen überzeugt ist, sind auch nicht einmal die verbreitetsten Lehrbücher eins geworden über seinen Inhalt. — . . . Selbst unter hervorragenden Männern der Wissenschaft (will) der eine . . . nur die mit Hilfe menschlicher Arbeit hergestellten Produktionsmittel unter Kapital begreifen . . ., während ein zweiter auch die Grundstücke in ihrer natürlichen Beschaffenheit . . ., ein dritter auch Vorräte von Genußmitteln, ein vierter auch die Kenntnisse des Gelehrten, ein fünfter auch die Stimmittel einer Sängerin, ein sechster alle menschlichen Arbeiter, ein siebenter auch den Staat, die Nationalehre eines Volkes usw." hinzurechnen möchten. „Es ist offenbar," schreibt er weiter, daß „der Gegenstand selbst, welcher als „Kapital" bezeichnet und in seinen Beziehungen zu den gesamten Erscheinungen des menschlichen Wirtschaftslebens erforscht werden soll, (bis jetzt) durchaus bestritten und ungewiß" ist.

Und tatsächlich eine Übereinstimmung darüber, was denn Kapital sei, ist auch bis heute noch nicht erzielt worden, ja noch mehr: fast könnte man meinen, daß

[1] „Grundlehren der Nationalökonomie", S. 104.
[2] „Geld", 1. Aufl., 1873, S. 5.

diese Unstimmigkeit[1] in einer der wichtigsten nationalökonomischen Kategorien, von der Böhm-Bawerk sagt, daß sie „mehr als eine bloße Verlegenheit, (nämlich) eine Kalamität"[2] ist, sich auch weiter, wie eine „ewige Krankheit" fortschleppen wird.

Worin der Grund dieser „Kalamität" liegt — ist nicht schwer zu erraten: einerseits darin, daß der Kapitalbegriff einer der populärsten Begriffe, ein Problem ist, „das alle Welt bewegt, das alle Welt kennt, bedenkt, bespricht"[3] usw. — und das ist für eine Theorie unzuträglich: die Wogen des Lebensmeeres schlagen zu geräuschvoll an das Ohr des Forschers, so daß er nur zu oft in der Gefahr schwebt. die Stimme der objektiven Erkenntnis über diesem machtvollen, stürmischen Gewoge zu überhören; andrerseits treffen wir bei dem Kapitalbegriff dasselbe, was wir schon bei dem Kardinalbegriff der Nationalökonomie, dem des Wertes, bemerkt haben: auch das Kapital ist so sehr mit den Fragen der Parteikämpfe verquickt (man erinnere sich nur an den Streit um den Kapitalzins, Surplusprofit usf.), daß das leidenschaftslose Denken, das wissenschaftliche Erkennen Not hat, sich durchzusetzen, reine Erkenntniswerte zu schaffen. Was Marx von der politischen Ökonomie im allgemeinen sagt, trifft auf das „Kapital" ganz besonders zu: „Die heftigsten, kleinlichsten und gehässigsten Leidenschaften der menschlichen Brust, die Furien des Privatinteresses"[4]

[1] Wagner nimmt diese Unstimmigkeiten sogar als eine Notwendigkeit auf; er sagt gelegentlich: „Die verschiedenen Formulirungen des Kapitalbegriffs und der verschiedene Inhalt, welcher ihm gegeben wird . . . . , können . . . . . gar nicht auffallen, sondern sind eine notwendige Konsequenz des verschiedenen Stand- und Ausgangspunktes." Grundlegung, S. 312.
[2] Böhm-Bawerk, Kapital und Kapitalzins, II. Bd., S. 22.
[3] Ebenda.
[4] Marx, Kapital, 2. Aufl., I. Bd., S. 7.

durchtoben nur zu gewaltsam den Kampfplatz, wo um ihn gestritten wird.

Dieser Streit um den Kapitalbegriff ist, wie bekannt, recht alt, mindestens so alt wie die nationalökonomische Wissenschaft selbst, denn „seit Smith steht der Begriff des Kapitals (und also auch der Streit um ihn) im Vordergrund des ökonomischen Denkens“[1].

Zwei Probleme sind es, die die Forschung vor allem angeregt haben: 1. die Frage: „was ist Kapital, was gehört in den Kapitalbegriff hinein, was ist aus ihm auszuschließen?“ und weiter 2. die Frage: „wodurch die Gegenstände zum Kapital werden, ob sie schon von Hause aus Kapital sind . . ., oder ob sie erst durch ihre Verwendung, d. h. durch den Willen ihres Besitzers, Kapital werden[2].

Die Frage „was das Kapital sei?“ beantworten die Autoren, können wir mit Wagner sagen, verschieden je nach ihrem „Stand- oder Ausgangspunkt“ und nach dem, wie sie den Begriff „Gut“ fassen (d. h. ob sie nur sachliche, materielle Dinge oder auch „Dienste“, Verhältnisse usw. zu wirtschaftlichen Gütern rechnen), außerdem hängt die weitere oder engere Fassung des Kapitalbegriffs von dem ab, ob man „nur die zum Erwerbe dienenden Arbeitserzeugnisse, die „vorgetane aufgehäufte Arbeit“, oder auch (den) Grund und Boden zum Kapitale . . . schlägt . . .[3]“.

Böhm-Bawerk zählt elf Deutungen des Kapitalbegriffs auf und fügt hinzu, daß damit noch lange nicht alle divergenten Meinungen erschöpft sind.

Wir können natürlich hier nicht näher auf alle diese Kapitaltheorien eingehen. Nur zwei aus der Fülle, ja Überfülle dieser wollen wir herausgreifen. Erstens: die

[1] Sieveking, Grundzüge der neueren Wirtschaftsgeschichte. S. 82. (A. Meister, Grundriß der Geschichtswissenschaft.)

[2] Kleinwächter, Schönbergs Handbuch, I. Bd., S. 174.

[3] Böhm-Bawerk, Kapital und Kapitalzins, II. Bd., S. 58.

Ausbeutungstheorie (nach Böhm-Bawerk), deren Hauptrepräsentanten der Gelehrte — Marx und der Volkstribun und Agitator — Lassalle sind, und zweitens: die Produktivitätstheorie mit ihrem deutschen Vertreter — Wilhelm Roscher.

Die Controverse zwischen Marx und Roscher ist bekannt: während Roscher für die wertschaffende Kraft des Kapitals, die „wirkliche“ Produktivität der Kapitale sein Wort einlegt und Marx wegen dessen neusten Rückfalls in die alte Irrlehre von der Unproduktivität der Kapitalien[1] Vorwürfe macht, übergießt Marx seinen Gegner Roscher gerade wegen dieser Produktivität der Kapitale, als Nachtreter von J. B. Say und als Vertreter der „anatomisch-physiologischen Methode“ der politischen Ökonomie, die aus bloßem „Verlangen“[2] — Werte schafft, mit beißendem Spott.

Für Marx ist das Kapital ein Produktionsverhältnis, ein historisches Produktionsverhältnis[3]. Er definiert: „Das Kapital ist kein Ding, sondern ein bestimmtes, gesellschaftliches, einer bestimmten, historischen Gesellschaftsformation angehöriges Produktionsverhältnis, das sich an einem Ding darstellt und diesem Ding einen spezifischen gesellschaftlichen Charakter gibt. Das Kapital ist nicht die Summe der materiellen und produzierten Produktionsmittel. Das Kapital, das sind die in Kapital verwandelten Produktionsmittel, die an sich so wenig Kapital sind, wie Gold und Silber an sich Geld sind[4].“ Damit sich aber die Produktionsmittel in Kapital verwandeln, muß nach Marx zu dieser toten die lebendige Arbeit hinzutreten und vom Kapitalisten ausgebeutet werden: „Produktions- und Lebensmittel als Eigentum des unmittelbaren Produzenten, des Arbeiters selbst, sind kein Kapital. Sie werden

[1] Roscher, Grundlagen der Nationalökonomie, 12. Aufl., 1875, S. 433.

[2] Marx, Kapital, I. Band, S. 196, Anmk.

[3] Ebenda, S. 796.

[4] Marx, Kapital, III. Bd., S. 349.

Kapital nur unter Bedingungen, worin sie zugleich als Exploitations- und Beherrschungsmittel des Arbeiters dienen[1]." Nur die Arbeitskraft schafft Werte und nur in „Arbeitskraft umgesetzter Teil des Kapitals verändert . . . seinen Wert im Produktionsprozeß. Er reproduziert sein eignes Äquivalent und einen Überschuß darüber Mehrwert[2]." — Diesen Teil nennt Marx das variable Kapital im Gegensatz zum konstanten, „das im Produktionsprozeß seine Wertgröße nicht verändert[3]."

Lassalle beurteilte das Kapital wie Marx als eine gesellschaftliche Erscheinung, als historische Kategorie. Kapital gibt es nach ihm weder in der antiken noch in der mittelalterlichen Wirtschaft. Erst die moderne durch Geld vermittelte Verkehrswirtschaft schafft mit der Trennung des Arbeiters vom Produktionsmittel das Kapital. Daher die Bedeutung, die Lassalle dem Gelde zuweist: „Das Geld ist (nach ihm) nicht bloß auch Kapital, sondern es ist das Kapital par excellence, Gott Vater in Person." — „Nur das Geld ist also, wie weise sich auch die liberale Ökonomie in ihrer Belächelung des Merkantilsystems dünken mag, das allgegenwärtige, allmächtige und allweise . . . kurz das absolute Kapital[4]."

Wilhelm Roscher nennt Kapital „jedes Produkt, welches zu fernerer Produktion aufbewahrt wird[5]." Und er teilt die Kapitalien „je nach dem Zwecke ihrer Verwendung" in „Produktivkapitalien" = Erzeuger „sächlicher" Güter, und in „Gebrauchskapitalien" = Erzeuger persönlicher Güter „oder nützlicher Verhältnisse[6]". Wie

[1] Marx, Kapital, I. Bd., S. 796.
[2] Ebenda, S. 199.
[3] Ebenda.
[4] Lassalle, Bastiat von Delitzsch, 1864. S. 56.
[5] Roscher, Grundlagen der Nationalökonomie, 1858, S. 70.
[6] Roscher, ebenda, S. 73.

wir sehen, eine sehr weite Auffassung des Begriffs Kapital! Böhm-Bawerk charakterisiert treffend Roschers Kapitaleinteilung als „eine doppelt unglückliche Ausdrucksweise"[1], und er meint: „Er (Roscher) sieht . . . jede Befriedigung eines wahren Bedürfnisses als die Produktion eines „persönlichen Gutes" an, und das gibt ihm die Handhabe, jedes Ding, das zur Bedürfnisbefriedigung dient, schlechthin alle Güter, als Produktionsmittel anzuerkennen. Daß dieser Gebrauch nicht zweckmäßig ist, liegt für jeden Unbefangenen auf der Hand[2]." Da Böhm-Bawerk in seinem „Kapital und Kapitalzins" Roschers Kapitaltheorie einer gründlichen Kritik unterworfen und sie als naive Produktivitätstheorie erschöpfend widerlegt hat, glauben wir auf unsere Kritik verzichten zu dürfen.

Roscher hat die Grundstücke aus dem Kapitalbegriff ausgeschlossen, dafür den „Staat" zu den Kapitalien, nämlich zu den „unkörperlichen Kapitalien"[3] beigezählt.

Böhm-Bawerk selbst versteht unter Kapital „einen Komplex produzierter Erwerbsmittel, d. i. einen Komplex von Gütern, die durch eine vorausgegangene Produktion entstanden und nicht zu unmittelbarer Genußkonsumtion, sondern zu Erwerbung weiterer Güter zu dienen bestimmt sind[4]." Er zählt also nur die produzierten Güter zum Kapital, zum „Erwerbs-Privatkapital", wie zu dem „Produktiv-, Sozial- oder volkswirtschaftlichen Kapital"[5]. Er schließt hiermit die Grundstücke, als nicht produzierte Güter, aus dem Kapitalbegriff aus. Auch Philippovich scheidet die Grundstücke auf Grund „der Verschiedenheit der Entstehung von Grund und Boden einerseits, der beweglichen Sachgüter ander-

[1] Böhm-Bawerk, Kapital und Kapitalzins, II. Bd., S. 45.
[2] Ebenda, S. 44.
[3] Roscher, Grundlagen . . . , 1858, S. 71, 72.
[4] Böhm-Bawerk, Kapital . . . , I. Bd., S. 6, 7.
[5] Handwörterbuch der Staatswissenschaft, Bd. 4, S. 649.

seits (jener ist von der Natur gegeben, diese sind produziert[1]) aus dem „Kapital" aus. Dagegen rechnet Wagner nicht nur die Grundstücke, sondern auch die Unterhaltsmittel der Arbeiter zum Kapital, trotzdem er selbst zugibt, daß Rodbertus und andere, die die Unterhaltsmittel im Gegensatz zu den Arbeitsstoffen und Arbeitswerkzeugen aus dem Kapitalbegriff ausschließen, recht haben, „weil der Unterhalt Zweck, jene Stoffe usw. aber Mittel aller Produktion sind[2]."

Wie bekannt, kennt Wagner neben dem Doppelbegriff desVermögens (dem „Vermögen an sich" = National-,Volks-, Sozialvermögen einer-, Vermögensbesitz, persönliches Vermögen andrerseits) den Doppelbegriff des Kapitals, nämlich 1. das Kapital als rein ökonomische Kategorie = Produktionsmittelvorrat, oder Volks-, National-, „Sozialkapital" und 2. das Kapital im historisch-rechtlichen Sinne, oder Kapitalbesitz „Privatkapital" = „Rentenfonds"[3]. Demnach heißt auch bei Wagner „das Kapital im allgemeinen („eigentliches" Kapital, Produktivkapital) . . . ein Vorrat wirtschaftlicher Güter, welche als Mittel zur Herstellung bzw. Gewinnung neuer wirtschaftlicher Güter dienen[4]."

Hermann nennt Kapital „ein Vermögen, das seine Nutzung, wie ein immer neues Gut, fortdauernd dem Bedürfnis anbietet, ohne an seinem Tauschwerte abzunehmen[5]." Im Gegensatz zu Schaeffle hält Hermann das Kapital neben der Arbeitskraft für eine selbständige Güterquelle[5]. Platter versteht unter Kapital „das zur Unternehmung erforderliche resp. aufgewendete Vermögen[6]." Komorzynski faßt es als eine Unterart des Vermögens-

[1] Allgem. Volkswirtschaftslehre, 4. Aufl., S. 132.
[2] Grundlegung, S. 316.
[3] Grundlegung, S. 315.
[4] Ebenda, S. 314.
[5] Staatswirtschaftliche Untersuchungen, S. 111.
[6] Grundlehre der Nationalökonomie, S. 119.

begriffes, es ist — das Erwerbsvermögen[1]. Indem er das Kapital „an sich" ablehnt („das Kapital gilt mir nicht als eine bestimmte Güterart, weder als die Gesamtheit derjenigen Güter, welche ihrer technischen Beschaffenheit nach im Gegensatze zu den Genußgütern als Produktionsmittel zu bezeichnen sind, noch als eine bestimmte Gattung der Produktionsmittel im Gegensatze zu anderen[2]"), kommt er Schaeffle sehr nahe, der, wie wir gleich sehen werden, keine besondere Kapitaleigenschaft der Güter anerkennt. Hiermit gelangen wir zu unserer zweiten Frage, derjenigen, ob die Güter von Hause aus Kapital sind, oder ob sie es erst durch den Willen ihres Besitzers werden. Da Schaeffle sie in unserem Sinne gelöst hat, wollen wir ihre Beantwortung mit der Darstellung seiner Kapitaltheorie verbinden.

Schaeffle teilt das Gütervermögen, fast ganz Adam Smith folgend, der sich bekanntlich das Vermögen zweiteilig dachte (Kapital = der Teil, von welchem Einkünfte zu erwarten sind, und Vermögen, das bloß der unmittelbaren Verzehrung dient[3]), in zwei Bestandteile: in einen, der dem progressiven, und einen anderen, der dem regressiven Stoffwechsel dient. Den ersten — nennt er „Kapital", den zweiten das „Genußvermögen"[4]. Das Kapital ist ihm also „ein im Wechsel seiner Substanz und Form dem Werte nach sich erhaltendes Erwerbsvermögen[5]" oder „dasjenige Vermögen, welches Stamm der Wertentstehung ist; es ist", wie er es schön sagt, „das Genußvermögen, gleichsam solange es in die Halme schießt, solange es als anschwellende Knospe und reifende Frucht

[1] A. a. O., S. 135.
[2] A. a. O., S. 136.
[3] Adam Smith, über die Quellen des Volkswohlstandes, Asher, 1861, S. 267.
[4] Bau und Leben, II. Aufl., II. Bd., S. 211.
[5] Gesellsch. System, 3. Aufl., S. 126.

noch im Werden ist[1]." Das Kapital oder das Kapitalvermögen teilt Schaeffle abermals: in „Produktiv- (und Umsatz-) und in Aneignungs- (jetzt hauptsächlich Renten-) Kapital."

Ob ein Gut zum Kapital oder zum Genußvermögen wird, hängt nach Schaeffle „teils von der Natur der Güter, teils von der Willkür der Menschen"[2] ab. Früher sprach er sich noch entschiedener aus: „Die Kapitaleigenschaft ist keine natürliche (Eigenschaft der Güter), sie umschließt vielmehr nur den Dienst für die Produktion, besteht in der produktiven Zweckbeziehung[3]", was Knies zu der scharfen Replik herausgefordert hat: „Wie?" sagt dieser letztere, „Kapital wäre jeder tauschwertige Gegenstand, jedes Gut in seiner produktiven Zweckbeziehung" . . . Das kann doch unmöglich derjenige Gegenstand sein, um den es sich in dem wirtschaftlichen Leben der Menschen handelt! Wie könnte jenes „Kapital" eine soziale Frage anregen, Streitgegenstand zwischen ganzen Klassen, Inhalt einer Forderung der Arbeiter an den Staat werden? Wenn die Nationalökonomie nicht umhin kann, irgend etwas als Kapital zu bezeichnen, was nur eventuell je nach dem Willen der Menschen da ist oder nicht da ist, sich nur unter einem besonderen Sehwinkel präsentiert, dann möge sie doch jener wuchtigen Realität einen neuen Namen zusprechen[4]." Knies erklärt diese „Verirrung" namhafter Nationalökonomen aus der „Übertreibung", der an sich berechtigten und natürlichen Reaktion gegen die „ältere"

[1] Gesellsch. System, 2. Aufl., S. 99, ähnlich Kap. u. Soz., S. 22.

[2] Bau und Leben, II. Aufl., II. Band, S. 211.

[3] Gesellsch. Syst., 2. Aufl., S. 99 und ähnlich in der 1. Auflage seiner Nationalökonomie. „Das Kapital bedeutet nur die Produktivmitteleigenschaft der Güter, die produktive Zweckbeziehung. Ohne diese Zweckbeziehung ist kein Ding Kapital." Nationalökonomie oder allg. Wirtschaftslehre 1861. S. 42.

[4] A. a. O., S. 23.

Nationalökonomie, die den „Menschen" völlig in den Hintergrund stellte. Nun, so falsch und übertrieben, wie sie Knies dünkt, erscheint uns jetzt die Schaefflesche, Millsche[1] oder Dietzelsche[2] usf. Widerlegung des „Kapitals an sich" nicht mehr, denn von der Zweiteilung des Begriffs „Kapital", die nach Rodbertus vor allem Wagner durchzuführen bestrebt ist, — nämlich der Scheidung des Kapitals in Privatkapital, subjektiv-historisches Kapital und in das objektiv-nationale Sozialkapital — kommen die neueren Nationalökonomen immer mehr ab. W. Jacoby[3] z. B. definiert das Kapital einfach als „das aus Geldbeträgen oder anderen beweglichen bzw. nach menschlichem Willen räumlich fixierbaren Gütern bestehende Stammvermögen einer physischen oder juristischen Persönlichkeit, das in einer Unternehmung oder Gebrauchsüberlassung an Dritte zum Zwecke der Einkommenbildung für seinen Besitzer verwendet wird." Damit ist der Kapitalbegriff u. A. n. treffend in Einklang mit der Wirklichkeit gebracht, die das Kapital als eine privatökonomische (nicht rein ökonomische!) historische Kategorie auffaßt und es in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung fußend, es mit dieser letzten unzertrennlich sich denkt.

Interessant ist, daß auf den beiden wichtigsten Streitpositionen — des Wertes und des Kapitales — der Subjektivismus, d. h. die Ablehnung des Wertes wie des

[1] „Der Unterschied zwischen Kapital und Nicht-Kapital liegt nicht in der Art der Sachgüter, sondern in der Absicht des Kapitalisten, in seinem Willen, dieselben lieber für den einen als für den andern Zweck zu verwenden." Mill, Grundsätze . . ., 1852, I. Bd., S. 69.

[2] „Eigenschaft Kapital zu sein ist durchaus nichts Materielles, keine Eigenschaft der Dinge an sich, sondern etwas im Geiste des wirtschaftlich tätigen Menschen Begründetes durch den Willen desselben hervorgerufen . . ." C. Dietzel, System der Anleihen. 1856. S. 42.

[3] Der Streit um den Kapitalbegriff, Jena 1908, S. 116.

Kapitals „an sich“ sich mehr und mehr Geltung verschafft. Wenigstens was den Schaeffleschen subjektiven Wert betrifft — die Auffassung des Wertes als der Bedeutung, die man dem Gute beilegt —, so ist diese Auffassung die jetzt fast allgemein anerkannte. Kaulla führt die subjektive Deutung des Wertbegriffs auf Kants, Hufelands und Lotz' Untersuchungen zurück. Er sagt: „In der Schule Kants hatte die deutsche Gelehrtenwelt gelernt, das Ding an sich von der Erscheinung zu trennen und die Erscheinung des Güterwerts aus allgemein-philosophischen Gründen als ein Ergebnis der subjektiven Vorstellung zu betrachten. Hufeland und dessen Gedankengang weiter verfolgend, namentlich Lotz erklärten die Abhängigkeit des Werts von den Produktionskosten in der Weise, daß sie den menschlichen Geist als Mittelglied dazwischen schoben: die Rücksicht auf die Produktionskosten gäbe nämlich der Gedankentätigkeit zwar eine bestimmte Richtung, unmittelbar aber sei es nur die menschliche Vorstellung, auf der aller Wert beruhe[1].“ Das ist alles recht gut und treffend gesagt, nur vermissen wir, was wir oben schon einmal gestreift haben, unter den deutschen Gelehrten, denen Kaulla das Verdienst der Hervorhebung der subjektiven Seite des Wertes zuschreibt, den Namen von Albert Schaeffle. U. E. ist diese Lücke desto bedauernswerter, als Schaeffle an Lotz anknüpft und über Hermann hinweg, der den Wert vom Gebrauchswert und von der Brauchbarkeit noch nicht scharf zu unterscheiden verstand[2], zu einer Werttheorie gelangt, die bei den deutschen Subjektivisten, den Grenznutzentheoretikern, vielfach Beachtung fand und unbedingt eine solche finden mußte.

[1] „Die geschichtliche Entwicklung der modernen Werttheorie“, S. 275.

[2] Er nennt nämlich: „die Fähigkeit eines Gegenstandes, ein Bedürfnis zu befriedigen, den Wert derselben, auch Nutzwert, Gebrauchswert, Brauchbarkeit.“ Staatswirtschaftliche Untersuchungen, S. 103.

Doch kehren wir zum Schaeffleschen Kapitalbegriff zurück.

Wie wir wissen, nennt Schaeffle das Kapital — das Erwerbsvermögen, oder „den Inbegriff der wertvollen äußeren Erwerbsmittel im Vermögen einer Person, . . . wenn es Grundlage des spekulativen Erwerbes ist[1].“ Da die Grundstücke, Grund und Boden, auch zur Grundlage des spekulativen Erwerbes dienen können, so rechnet er sie „insofern (sie) von Menschenhand für die Erzeugung vorgerichtet (sind)[2]“ zu Kapitalen. Er sagt: „Man kann den Unterschied des beweglichen und unbeweglichen Vermögens nicht wichtig genug nehmen; als Sachgüter, hiermit Volksvermögensbestandteile sind jedoch die wertgehaltenen Grundstücke ebenso zweifellos wie die beweglichen Sachgüter zu erachten[3],“ denn als wirtschaftliche Güter „sind sie mehr als Fetzen „Naturland“[4].“ Sind also die Grundstücke Sachgüter, wie alle anderen äußeren Güter, so sind sie auch Kapitale. Also auch in dieser Frage steht Schaeffle auf der Höhe der heutigen nationalökonomischen Erkenntnis, die mit der Ablehnung des Kapitals „an sich“, den Grund und Boden nicht an sich, aber in der kapitalistischen Verkehrswirtschaft, wenn er veräußerlich, verschuldbar oder verleihbar ist, zu den Kapitalien rechnet. Nur in einem begeht Schaeffle unserer Ansicht nach eine Inkonsequenz: er nennt die Grundstücke Kapitale eigner Art: „Die Grundstücke“, heißt es bei ihm, „sind Erwerbsmittel und daher Bestandteile des Kapitalvermögens; allerdings wegen ihrer Unbeweglichkeit, Unvermehrbarkeit und teilweise Unverbrauchbarkeit ganz eigentümliche Kapi-

[1] Gesellsch. System, 3. Aufl., I. Bd., S. 135.

[2] Gesellsch. System, 2. Aufl., S. 100.

[3] Soziologie, S. 105.

[4] Soziologie, S. 104.

t a l e[1].“ Das darf er eigentlich nicht tun, denn wenn es für ihn, wie wir es unten sehen werden, keinen Unterschied zwischen Grundrenten und anderen Kapitalrenten gibt, so sollte es für ihn auch keinen Unterschied zwischen Grundstücken und Kapital überhaupt geben.

C. Der Unternehmerprofit.

Unter der wirtschaftlichen Unternehmung versteht Schaeffle „das vom spekulativen Prinzip beherrschte Geschäft[2]“, und Geschäft nennt er jeden „aus Arbeitskräften und Kapitalmengen zusammengesetzten Produktionskörper[2].“ Die wirtschaftliche Triebfeder jeder Unternehmung ist das Streben nach materiellem Gewinn, nach Profit; damit eine Unternehmung gewinnbringend ist, sind nach Schaeffle zwei Erfordernisse nötig: „Einmal die Verfügung über Vermögen zu spontanem Einsatz und selbständigem Wagnis, und zweitens die Fähigkeit, das Kapitalvermögen am richtigen Orte einzusetzen und dessen Verwandlung in höhere Wertformen aufs wirtschaftlichste durchzuführen[3].“ Die Vergeltung[4] dieser objektiven Macht — des verfügbaren Vermögens — und der subjektiven Fähigkeiten — der berechnenden Intelligenz des Unternehmers — bezeichnet Schaeffle als Kapital-, als Unternehmerprofit. Der Unternehmerprofit ist weder Lohn noch Zins, sondern Vergeltung spezifischer Unternehmerleistungen. Diese Unternehmerleistungen hängen aufs engste mit der Bedeutung zusammen, die Schaeffle dem Kapital zuschreibt. Das Kapital ist nach ihm „die allgemeine Bindesubstanz des progressiven Stoffwechsels, das materielle Band, durch welches alle Teilchen der gegliederten Nationalarbeit räumlich und zeitlich zusammengefaßt werden[1],“ es ermöglicht das gesellschaftliche Zusammenwirken zur Produktion, gestattet die erfolgreichste Einordnung aller Arbeitsleistungen in die technisch zweckmäßigste und wirtschaftlichste Zeitfolge der Hervorbringungshandlungen[2].“ Ja noch mehr: „Die Kapitalvermögen als Betriebs- und als Anlagekapitale sind es, welche das wirksamste Nebeneinander, Nacheinander, Füreinander, und die beharrliche Erneuerung und rechtzeitige Veränderung aller Elemente der gesellschaftlichen Gesamthervorbringung ermöglichen, indem sie auf allen Punkten in Vorschüssen die Vorleistungen fest abfinden, um in Nachnahmen die Vorschüsse von den endlichen Verzehrern sich wieder ersetzen zu lassen[3].“

Damit ist die Stellungnahme Schaeffles zu der Unternehmerklasse und ihrem Gewinn gegeben. Schon 1864 hat er seinen Standpunkt diesem Gegenstand gegenüber dahin präzisiert, daß der Unternehmergewinn eine Bagatelle ist im Vergleich zu den Leistungen und Diensten, die der Unternehmer der Gesellschaft erweist. Ohne Unternehmer, meint Schaeffle, müßte „entweder die Arbeitsteilung aufhören oder die langwierigste Verrechnung und die lästigste Verzögerung der Arbeitsvergeltung eintreten[4].“ Durch die Unternehmung, die Schaeffle unter anderem auch „gesellschaftliche Produktionszelle“ nennt, wird diese Vergeltung zum allgemeinen Besten geregelt. Der Unternehmer „kauft mit seinem „Kapital“ die zu einem Produkt zusammenzufassenden technisch und zeitlich mannigfaltig-

[1] Gesellsch. System, 3. Aufl., S. 129.
[2] Gesellsch. System, 3. Aufl., II. Bd., S. 38.
[3] Gesammelte Aufsätze, I. Bd., „Die Anwendbarkeit verschiedener Unternehmungsformen.“ S. 200.
[4] Ebenda.

[1] Bau und Leben, II. Aufl., II. Bd., S. 212.
[2] Gesellsch. System, 2. Aufl., S. 102.
[3] Gesellsch. System, 3. Aufl., S. 34.
[4] „Bourgeois- und Arbeiternationalökonomie“, Vierteljahrschr. 1864, S. 323.

sten Arbeitswirkungen voraus ab, um erst im Erlös des fertigen Produktes Wiederersatz zu finden. Er bezahlt den Lohn, noch bevor der aus der Arbeit hervorgehende Gebrauchswert fertig oder wenigstens absatzfähig ist[1]," und darum ist die Unternehmerschaft nicht nur kein Feind der Arbeit, sondern umgekehrt — sie ist „eine Notwendigkeit, ja sogar eine Wohltat (!), wenn man nicht auf die Arbeitsteilung, auf ökonomische Kultur verzichten will[1]." „Man könnte auch," sagt Schaeffle fast zehn Jahre später, „wenn einmal in Bildern gesprochen werden soll, jede Unternehmung einem selbständigen durch das soziale Universum schwebenden Körper vergleichen, dessen Bahn von der Anziehungskraft des höchsten Gewinnes und von der Abstoßungskraft der drohenden Verluste bestimmt wird: auf dieser Bahn zieht er unter dem Einflusse derselben Kräfte Lohnarbeiter und Leihkapital bald aus der Sphäre anderer Unternehmungen an sich, bald stößt er solche an andere Unternehmungen ab. In der Konkurrenz um den höchsten Gewinn verteilen sich die Unternehmungskapitale über alle Länder, über alle Zweige der landwirtschaftlichen, industriellen und kommerziellen Produktion, und in dieser Bewegung über alle Produktionsgebiete reißen sie auch alle Lohnarbeiter und alle Leihkapitale zu produktivster Verteilung mit sich fort. Die Konkurrenz der Lohnarbeiter und der Leihkapitalisten selbst um die zahlungsfähigsten Unternehmer unterstützt die wirtschaftliche Kristallisation aller produktiven Kräfte auf kapitalistischem Wege. Der Kapitalismus stellt sich hiernach dar als Gliederung der millionenfältigen Arbeits- und Vermögensindividualitäten zu einem einzigen nationalen und internationalen Produktionsorganismus unter Oberleitung „unternehmender", um den höchsten Unternehmungsgewinn konkurrierender Kapitalisten[2]."

[1] Vierteljahrschr. 1864, S. 323.
[2] Gesellsch. System, 3. Aufl., II. Bd., S. 31/32.

Wie wir wissen[1], war Schaeffle, trotz dieser eifrigen Hervorkehrung des gesellschaftlichen Wertes der Unternehmertätigkeit, kein blinder Anbeter der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Die ungeheuerlichen Kapitalprofite einerseits, die Hungerlöhne anderseits sind seinen scharf beobachtenden Augen keineswegs entgangen. Die nächstfolgenden Zeilen zeigen deutlich, wie ehrlich Schaeffle bestrebt war, Licht und Schatten in der Frage „Kapitalismus und Sozialismus" gleichmäßig zu verteilen. So schreibt er in seinem Werke über „Kapitalismus und Sozialismus": „Eine Arbeiterbevölkerung z. B., die für ihre beseelten Produkte, die Arbeitsdienste, im Lohn beharrlich weniger Geldanweisung auf Lebensmittel zurückerhält, als sie für die gegen Lohn verkaufte Arbeitskraft an Unterhaltsmitteln aufwenden muß, wird langsam von denjenigen aufgezehrt, welche die Frucht fremder Arbeit ohne entsprechende Äquivalente ziehen; unter der Hülle des Tauschverkehrs in Sachgütern und in Diensten kann eine Anthropophagie, und zwar ein recht grausamer, sein Opfer langsam verspeisender Kannibalismus stattfinden, an welchem alle beteiligt sind, welche, auf Kosten der Lebenskraft und Lebensentwicklung einzelner Mitmenschen, ökonomische Güter ohne volle Vergeltung sich aneignen[2]."

Auch daß die gegenwärtige Güterverteilung keineswegs den Forderungen der Gerechtigkeit entspricht, wußte Schaeffle nur zu gut: „Das Volksvermögen ist heute sicherlich nicht in idealer Weise verteilt und die sogenannte Verteilung des Volkseinkommens in keiner Weise vollkommen[3]." Wogegen er aber entschieden protestiert, ist „die grobe Irrlehre vermeintlich bester Freunde

[1] Vgl. Kapitel II, Teil II, unsrer Studie.
[2] Kap. u. Soc., S. 18.
[3] Soziologie, S. 114.

der Klasse der Handarbeiter, daß das Volksvermögen nur Werk der Sachgüterproduzierenden „Arbeiter" und künftig so zu verteilen sei, um jedem „Arbeiter" den vollen Ertrag seiner Arbeit zu sichern. Die Sachgüter", meint Schaeffle, „sind nicht bloß „geronnene Arbeit", da eben in den Sachgütern als sachlicher Verkörperung von Arbeit das Persönliche abgestreift und dafür raumzeitliche Fixierung außerhalb der Person gegeben ist. Jedes Sachgut ist ferner Ergebnis des Mitwirkens auch der Arbeit nichtproduzierender Stände und Klassen, aller nichtparasitischen Schichten des Volkes. Die Sachgüter sind, je höher die Entwicklung der Volkswirtschaft gediehen ist, desto weniger nur das Produkt der jüngsten Produktionsperiode, und sie dürfen ebensowenig als nur für die Nutzung der Gegenwart bestimmt angesehen werden. Keine Generation produziert alles durch ihre Arbeit ohne Übernahme von Sachgütern aus der Hand von Generationen, welche vorgearbeitet haben, und jede hinterläßt mehr oder weniger Vorarbeitsprodukte an die folgenden Geschlechter. Darum ist es völlig ausgeschlossen, daß jedes Individuum den „vollen" Ertrag der Arbeit, geschweige „seiner Arbeit" je erlangen könne und zu verlangen berechtigt sei. Das Höchste, was erreicht werden kann, ist, daß am verteilbaren Volkseinkommen der leistungsfähige Teil der Produzenten im Verhältnis der Leistung beteiligt werde und daß für die leistungsschwachen Individuen öffentliche oder private Reichungen bis zur Befriedigung des Notbedarfes stattfinden[1]." Was Schaeffle will — und darin liegt seiner Ansicht nach der soziale Fortschritt —, ist „nicht die Unterschätzung der Bedeutung des Kapitalwertrisikos, nicht die Hinabsetzung aller Unternehmerleistung auf eine Stufe mit der Lohnarbeit, von der sich die Unternehmerleistung vielmehr gänzlich unterscheidet", sondern die „Verallgemeinerung aller

[1] Soziologie, S. 114.

drei Bestandteile der Unternehmerleistung, womit dann auch ungebührliche Kapitalprofite fallen könnten", und die „Steigerung der Lohnarbeit zu einem selbständigen, auch die ausführende Arbeit höher eigenschaftenden Arbeitswertrisiko, wie solches der Unternehmer in der aktiven Betriebsamkeit und in der Beteiligung an der ausführenden Arbeit dem Kapitalwertrisiko hinzufügt. Dies führt zur ökonomischen und sittlichen Reform der Volkswirtschaft, zur Beseitigung einer Arbeitssklaverei der einen und einer plutokratischen Faulenzerei der anderen und zur Verselbständigung aller in einem die patriarchalische Arbeitsorganisation weit übertreffenden Maße[1]."

Die genossenschaftliche Organisation der Volkswirtschaft ist es, wie wir wissen, worauf Schaeffles Ideal der Volkswirtschaft hinausläuft.

D. Die Renten.

(Vorzugs-, Grundrenten.)

„Die das normale Maß überschreitenden Erträge, die sich . . . bei der wirtschaftlichen Verwendung der Arbeit, des Landes und Kapitals ergeben, seien sie bleibende oder vorübergehende, hat man in der deutschen Volkswirtschaftslehre, wohl wegen der Mehrdeutigkeit des Wortes „Rente", auch Vorzugsrenten genannt[2]. Die wichtigste Vorzugsrente ist die von Ricardo eingeführte „Grundrente"."

Schaeffle war es, der die Rentenfunktion als Extragewinn, Extraeinnahmen zur allgemeinen nationalökonomischen Erscheinung erhoben hat. Doch haben auch schon vor ihm hervorragende Nationalökonomen „in der Richtung dieser Theorie getastet[3]." So vor allem von Mangoldt, der im Jahre 1855 in seinem auch jetzt

[1] Gesammelte Aufsätze, I. Bd., S. 256/257.
[2] Wörterbuch d. Volkswirtsch., II. Bd., S. 835.
[3] Theorie der ausschließenden Absatzverhältnisse, S. 39.

noch sehr interessanten und lesenswerten Buche „Über die Lehre vom Unternehmergewinn“ von Seltenheitsprämie oder Rente spricht[1], ohne aber 1. ihr die entscheidende Bedeutung, die Schaeffle ihr in seinem nationalökonomischem Systeme gibt, beizulegen, und 2. ohne die Grenzlinie zwischen Rente und Grundrente, die er im Sinne Ricardos auffaßt, wie es unser Autor tut, zu verwischen. Dann Hufeland, der den Ertrag der Grundstücke und der menschlichen Talente unter den gemeinsamen Begriff „Rente“ zusammenfaßt[2], Storch, der eine „rente des talents ou de qualités morales“ erwähnt[3]; weiter haben auch Mill[4] und Her-

[1] „Eine solche Seltenheitsprämie oder Rente trift fast bei allen Produktionsverhältnissen auf, denn überall macht ein einigermaßen umfangreicher Begehr die Benutzung von Produktionsmitteln nötig, die den ursprünglich angewendeten an Ergiebigkeit oder Wohlfeilheit nachstehen. Am deutlichsten und großartigsten tritt sie freilich inbezug auf den Grund und Boden im Landbau hervor, aber nicht minder zeigt sie sich bei allen nicht vermehrbaren oder nur durch kostspielige oder ergiebige Surrogate zu ersetzende Kapitalien, sobald die Nachfrage nach den Produkten, zu deren Herstellung sie mitwirken, soweit steigt, daß jene für den Begehr zu dem keine Rente enthalten Preise nicht mehr ausreichen.“ S. 111/12.

[2] Roscher, Geschichte, S. 661.

[3] In seinem Handbuch der Nationalwirtschaftslehre (übersetzt von Rau), Hamburg, 1819, ist das 5. Hauptstück des 3. Buches „Von der Rente der besonderen Naturanlagen und moralischen Eigenschaften“ betitelt. Er sagt dort: „. . . Sobald aber diese Anlagen das gewöhnliche Maß überschreiten, so erhält die Arbeit einen außerordentlichen Grad von Vollendung, und dieser Umstand vermehrt den notwendigen Arbeitslohn um ein Einkommen, welches nicht unter jenem begriffen sein kann, weil es wesentlich von ihm unterscheidet . . . Was . . . seine Tätigkeit mehr einbringt, das ist Wirkung der vorzüglichen Naturanlagen des Arbeiters, und diese hat er bloß der Freigebigkeit der Natur zu verdanken. Diese Ähnlichkeit eines solchen Einkommens mit der Landrente berechtigt uns, dasselbe gleichfalls eine Rente zu nennen.“ I. Bd., S. 198/199.

[4] „Fälle eines der Bodenrente analogen Extra-Kapitalgewinnes kommen bei industriellen Geschäften häufiger vor, als man gewöhnlich

mann[1] auf eine Erweiterung des Rentenprinzips hingearbeitet. Gegenwärtig ist die Theorie von den Vorzugsrenten von sehr vielen Theoretikern der Volkswirtschaft anerkannt. Adolf Wagner z. B. beschäftigt sich sehr eingehend mit den „Renten“[2]. „Die Universalität des Rentenphänomens ist für das Verständnis der Rentenlehre“, seiner Meinung nach, „sehr wichtig“[2]; ebenso widmet Marshall den „Quasirenten“[3], wie er die Vorzugsrenten nennt, ein ganzes Kapitel. Die beiden großen Nachschlagewerke (Handbuch der Staatswissenschaft, Wörterbuch der Volkswirtschaft) enthalten auch beide Artikel „Über die „Vorzugsrente“.

Was versteht nun Schaeffle unter „Renten“?

Renten sind „Extragewinne, nicht übliche Unternehmergewinne[4].“ Er sagt: „Unter Rente . . . verstehe ich nämlich jenes prämienhafte Extraeinkommen, welches den durchschnittlichen Satz des Unternehmergewinns oder Lohnes oder Zinses überschreitet (Zins-, Lohn- und Gewinn-

annimmt.“ . . . „Der Extra-Gewinn, welchen ein Produzent oder Verkäufer durch besondere Talente für gewisse Geschäftszweige oder durch besondere Anordnung erlangt, ist vielfach von derselben Art.“ . . . . „Jede Verschiedenheit zugunsten gewisser Produzenten, oder zugunsten einer Produktion unter gewissen Umständen ist nämlich die Quelle eines Gewinnes, welcher, wenn er den Namen „Rente“ auch nur dann erhält, wenn er periodisch von einer Person an eine andere bezahlt wird, doch von durchaus gleichen Gesetzen abhängt.“ I. Bd., S. 503/504.

[1] „Sind die fixen Kapitale eines Erwerbszweigs nicht vermehrbar, so fällt ihren Besitzern der ganze Überschuß zu, um den der Gewinn des Geschäfts den üblichen Gewinnsatz vom umlaufenden Kapitale übersteigt.“ S. 494. Diesen Überschuß nennt er Übergewinn (S. 499 bis 507) und sagt: „Diese allgemeine Darstellung enthält außer der Erklärung vieler anderer Erscheinungen des Verkehrs auch die Lehre der englischen Staatswirte von der Grundrente. Beispiele werden die Notwendigkeit der allgemeineren Behandlung dartun.“ Staatswissenschaftliche Untersuchungen, 2. Aufl., 1874, S. 505.

[2] Theoretische Sozialökonomik, S. 378.

[3] Handbuch der Volkswirtschaftslehre, S. 412 ff.

[4] Gesellsch. System, 2. Aufl., S. 192.

rente), und bevorzugten, sei es besonders glücklichen oder begünstigten oder ausgezeichneten, Arbeitern, Leihkapitalspekulanten und Unternehmern zufällt[1]." — Diesen „Renten", „Extragewinnen", „Vorzugsrenten" legt Schaeffle eine ganz außerordentliche Bedeutung für die Volkswirtschaft bei. „Die Rente ist . . . die Prämie der im Interesse der ganzen Gesellschaft eingeschlagenen wirtschaftlichsten Richtung[2]. Sie ist „jene mächtige Kraft, welche (die) millionenfältigen Elementargüter, die Effekte der täglichen produktiven Vermögensanwendung (Kapitalnutzungen) so kombiniert, daß dieselben nach Art, Umfang, Ort und Zeit die dem Volksbedarf entsprechenden Gütergattungen überhaupt hervorbringen, insbesondere aber nach dem Gesetz der Wirtschaftlichkeit (größten Erfolg bei geringsten Opfern) hervorbringen[3]." Sie ist „das Reizmittel, die niedrigsten Kosten einer Güterart aufzuspüren, und indem dieser Reiz überall wirkt, veranlaßt er die wirtschaftlichste Versorgung der menschlichen Gesellschaft mit jeder Gütergattung. Die Konkurrenz um die Rente (außerordentlichen Gewinn) ist es, was immer und überall in dem auf freiem Tausch beruhenden Güterleben den Geist der Wirtschaftlichkeit allen Teilnehmern des gesellschaftlichen Güterversorgungssystems aufnötigt. Die Rente, der außerordentliche Gewinn, ist die Prämie der wirtschaftlichsten, regelmäßigen, rechtzeitigen und harmonischen Versorgung der bürgerlichen Gesellschaft in ihren nach Art und Umfang wechselnden Bedürfnissen[4]." Hier müssen wir auf einen Augenblick Halt machen, um unsern Autor beim Worte zu nehmen:

[1] Theorie der ausschließenden Absatzverhältnisse, S. 11.
[2] Ebenda, S. 31.
[3] Gesellsch. System, 2. Aufl., S. 9; Theorie der ausschließenden Absatzverhältnisse, S. 27.
[4] Theorie der ausschließenden Absatzverhältnisse, S. 29; Gesellsch. System, 2. Aufl., S. 11.

Wie, ist Rente = außerordentlicher, außergewöhnlicher Gewinn, vielfacher Unternehmergewinn? Dann, was ist denn so besonders Neues an all diesen „Vorzugsrenten"? Daß neue Entdeckungen, daß außerordentliche Talente usf., solange sie kein Gemeingut geworden sind, große, ja außerordentlich große Gewinne ihren Besitzern einbringen (die ganze Frage der sog. Geschäftsgeheimnisse fußt darauf!) ist ja seit jeher bekannt, wie es auch seit jeher Leute gab, die gegen diese Renten, trotzdem sie nach Schaeffle keine „hassenswerte Privilegien"[1], sondern „Nationalbelohnung, gerecht an sich, gerecht in ihrer Austeilung[1]", gegen diesen „kleinen Preis, welchen die Gesellschaft für einen großen Gesamtvorteil zahlt"[2], mit aller Glut der Empörung kämpften.

Wir wollen mit unserer Einwendung nicht etwa sagen, daß Schaeffle aus seiner Rentenauffassung auch die „künstliche Rentenzüchtung", z. B. durch Schutzzölle, rechtfertigen wollte. Ganz und gar nicht: Schaeffle hat ausdrücklich gegen diese letzteren Front gemacht, sein „Votum gegen den neuesten Zolltarif" ist von seiner ersten bis zur letzten Seite das beredsamste Zeugnis dafür. Was wir aber unserem Autor gegenüber betonen möchten, ist folgendes: 1. die Verherrlichung des Segens der Renten ist übertrieben und 2. die Verallgemeinerung dieser Wohltaten der Renten auf allen Extragewinn, so auch auf den von Grund und Boden ist falsch. Die Grundrente ist weit davon entfernt sich „wie die hochgetriebene Welle durch ihr eigenes Gewicht"[2] abzustumpfen[3], es ist vielmehr umgekehrt

[1] Gesellsch. Syst., 2. Aufl., S. 195.
[2] Theorie der ausschließenden Absatzverhältnisse, S. 29.
[3] So meint Marschall: „die Ungleichheit zwischen der Bodenrente und den Quasirenten . . . . liegt darin, daß der Mietsertrag von andern Dingen unter gewöhnlichen Umständen . . . nicht sehr von dem bei gegebenen Produktionskosten normalen Gewinn abweichen kann, während hingegen das Angebot an fruchtbarem Boden

die Diskrepanz zwischen Grundrente und andern Renten Allgemeingut der nationalökonomischen Wissenschaft.

Zwar sieht auch Schaeffle die Grundrente für die wichtigste[1] Art der Rente an; nur einen Unterschied zwischen ihr und den Vorzugsrenten im allgemeinen will er nicht anerkennen: „Das Verhältnis besonderer Gewinnüberschüsse infolge der verschiedenartigen Qualität der Produktionsbedingungen kommt nämlich nicht bloß im Bodenbetrieb und der Häuserunternehmung, sondern in allen Zweigen wirtschaftlicher Betätigung vor. Der Schauspieler von besonderem Talent bezieht seine „Grundrente" in höherer Gage, der qualifizierte Gelehrte im hohen Honorar seiner Bücher und Vorlesungen, der General und Minister in ihren starken Gehalten, . . . der Kaufmann, Fabrikant, Gewerbsmann haben an besonderen „Konjunkturen", Erfindungen, Handwerksvorteilen, verdientem oder unverdientem Renommee der Firma, an vorzüglichen Bezugs- und Absatzquellen, in den Pfiffen und Kniffen der Börse und Spekulation usf., hundertfältige Elemente einer ihnen eigentümlichen „Grundrente"[2]. — Demnach ist . . . . alles Grundrente, also gibt es überhaupt keine besondere Grundrente! Die Natur produziert nichts, alles macht der „Mensch", darum bestreitet Schaeffle, daß die Grundrente die Bezahlung für die ursprünglichen und unzerstörbaren Kräfte des Bodens sei. Er sagt: „Die Grundrente ist nicht Produkt der Natur[3], der Boden produziert nicht,

nicht rasch der Nachfrage danach angepaßt werden kann, und daher das daraus bezogene Einkommen dauernd und bedeutend vom Normal-Gewinn der Kosten . . . sich entfernen kann. Handbuch d. Volkswirtschaftslehre, S. 418.

[1] Theorie der ausschließenden Absatzverhältnisse, S. 29.

[2] Vierteljahrschr. 1861, S. 249.

[3] Was ganz gegen die Definition von Ricardo: „Rente ist derjenige Teil des Erzeugnisses der Erde, welcher dem Grundherrn für die Benutzung der ursprünglichen und unzerstörbaren Kräfte des Bodens bezahlt wird" (Grundsätze, Baumstark, 1837, S. 40), verstößt.

sondern der Mensch benutzt die im Boden vorhandenen Naturkräfte, wie er die im Wasser oder Holz vorhandenen Naturkräfte benutzt: . . . die Grundrente ist, wie jede Art der Rente, Prämie der wirtschaftlichsten Aneignung des Bodens. Wenn der Grundbesitzer deshalb ein Monopolist wäre, so wären es ebenso alle Gewerbetreibenden, welche Stoffe von vorzüglicherer Beschaffenheit ausbeuten als andere, oder denen die Natur oder ein zufälliger Eindruck und Gedanke besondere Vorteile der Produktion gegeben hat[1]." Natürliche Monopole, meint Schaeffle, gibt es auf allen Gebieten, nur fallen sie weniger auf als die Grundrenten, weil sie mehr wechseln und nicht räumlich fixiert sind.

Doch die „Renten" sind unserem Autor nicht nur Prämien für die beste Versorgung des sozialen Bedarfes, sondern sie sind ihm noch Mittel für die Deckung höherer Bedürfnisse, der „Gesittungsbedürfnisse", wie er sie nennt, ja sie sind „Träger (der) Gesittung selbst[2]." Er schreibt: „. . . Die Renten im Grundbesitz (Grundadel!) und im Nichtgrundbesitz verleihen die Kraft, über das Notwendige hinaus zu verzehren, freie Bedürfnisse zu befriedigen, der Verzehrung wie der Erzeugung die Richtung auf das Schöne, Angenehme, Bequeme, Bildende, auf gemeinnützige Zwecke aller Art zu geben. Die wirtschaftliche Gesittung aber, welche Kunst, Geschmack, Schönheit, Witz, Trauer, Gedanken, Gemütsstimmungen als geistigen Inhalt in die Welt der bloß zweckmäßigen Befriedigungsmittel legt, um denselben in die geistige Entwicklung der genießenden Person wieder aufgehen zu lassen, ist nicht nur nicht verwerflich, sondern absolut berechtigt, sie ist die äußere Darstellung des höheren Adels des Wirtschaftszweckes, nicht bloß für den Genießenden, sondern auch für die

[1] Gesellsch. System, 2. Aufl., S. 207.

[2] Ebenda, S. 202.

Produktion, welche den bloß zweckmäßigen Befriedigungsmitteln den höheren Inhalt gibt und in dieser Art der wirtschaftlichen Arbeit ein geistiges Leben lebt und höheres Genüge findet[1]. — —

Damit sind für Schaeffle die Renten, und da er keinen Unterschied macht, auch die Grundrenten berechtigt und vom „ethischen" Standpunkt gerechtfertigt. Wir glauben sogar, daß gerade dieser „ethische" Standpunkt es ist, der unseren Autor zur Verwischung der Grenze zwischen „Vorzugsrenten" und Grundrenten geführt hat.

Wie wir wissen, hat Schaeffle die Lehre von den drei Produktivfaktoren bekämpft und als einzigen, primären Produktivfaktor nur die Arbeit „den Menschen" zugelassen. Seine Grundrententheorie stützt sich direkt auf diese Theorie von dem einen Produktivfaktor. Da für Schaeffle die Natur nichts schafft, gibt es für ihn auch „keine Geschenke der Natur", ist ihm die Grundrente keine „Vorwegnahme „eines Geschenks der Natur für alle" durch einzelne[2]." Die Natur ist seiner Ansicht nach nirgends und überall. Und nichts ist falscher, als „den Naturfaktor . . . zu Grund und Boden und zu Häusern, zum unbeweglichen Natursein" zu verengen, „als ob in der beweglichen Hanffaser, welche der Seiler verspinnt, in der Eisenstange, welche der Schmied verarbeitet, nicht auch die Natur wirkte![3]" Der Unterschied zwischen Grund und Boden und anderen Kapitalen liegt nicht darin, daß im Boden die Natur wirkt, sie wirkt „selbst in der persönlichen Arbeitsleistung[4]", sondern einzig darin, daß Grundstücke unbeweglich sind. Nur „als unbewegliche Kapitale", meint Schaeffle, „sind sie dem beweglichen Kapitale gegenüberzustellen, nicht als

[1] Gesellsch. System, 2. Aufl., S. 202.
[2] Vierteljahrschr., a. a. O., S. 239.
[3] Ebenda.
[4] Theorie der ausschließenden Absatzverhältnisse, S. 64.

Naturgegenstand den Kapitalgegenständen[1], denn „vom ersten Arbeits- und Kapitalaufwand an ist aller Boden fixes Kapital[2]." Schaeffle bedauert sehr, daß die Kapitaleigenschaft des Bodens nicht allgemein anerkannt ist. Dadurch wird nicht nur die richtige Auffassung der volkswirtschaftlichen Rentenfunktion, sondern, und darauf kommt es ihm vor allem an, auch die Rechtfertigung der Grundrente erschwert. „Vielleicht", sagt er, „ist es nicht mehr möglich, den Sprachgebrauch zu ändern, welcher unter Kapital schlechthin bewegliches oder beweglich gewesenes Kapital versteht. Vergessen darf man gleichwohl nie, daß der teleologische Begriff des Kapitals, Mittel der Produktion und keimendes, noch unfertiges Genußvermögen zu sein, auf die Kräfte und einen großen Teil der Stoffe des Bodens mit so viel Recht Anwendung findet als auf Fabrikgebäude, Maschinen, Fahrzeuge und andere Formen des stehenden Kapitals." . . . „Faßt man die Grundstücke als Objekte wirtschaftlichster Auswahl, Melioration, Erhaltung, eines oft lange dauernden Risikos, das der Besitz der städtischen und ländlichen Grundstücke mit sich bringt, — erkennt man sie als Interessen, welche durch wirtschaftliche Förderung bestimmter Lokalitäten und Gegenden geschaffen sind und aufrecht erhalten werden müssen, welche große, der Gesamtentwicklung förderliche Bemühungen anregen und fortlaufend rege erhalten, so wird man bald davon abstehen, die Grundrente lediglich als Folge eines persönlich unverdienten und verdienstlosen Naturmonopols zu verrufen[3]." Diese Verurteilung der Grundrente muß fallen! „Fester als je", schreibt unser Autor, „hegen wir die Überzeugung, daß die „Grundrente" nicht eine Singularität des wirtschaftlichen Lebens, sondern nur der bisherigen wirtschaftlichen Doktrin ist, daß sie ohne

[1] Theorie der ausschließenden Absatzverhältnisse, S. 64.
[2] Ebenda, S. 68.
[3] Theorie der ausschließenden Absatzverhältnisse, S. 69.

die irrige, unethische Lehre von den drei Güterquellen . . . gar nicht entstanden wäre, daß sie mit der bisherigen Lehre von den drei Güterquellen fallen und einer freieren und nuancierten Analyse des Gewinn- und Überschußverhältnisses in den verschiedenen Zweigen der Volkswirtschaft Platz machen muß[1]."

Soviel über Schaeffles Rententheorie. Wenn wir jetzt das Gesagte überblicken, so müssen wir ohne weiteres eingestehen: Schaeffles Rechtfertigungsversuch der Grundrente ist als gescheitert[2] anzusehen. Es besteht ein großer, ja ein recht bedeutungsvoller Unterschied zwischen Talents-, Arbeitsgeschicklichkeitsrente einer- und einer Bodenrente (einer ländlichen, oder sogar einer städtischen) andrerseits. Denn 1. folgt aus der Verallgemeinerung des Begriffs „Rente" auf allen außerordentlichen Gewinn mitnichten ihre Rechtfertigung. Rodbertus — dieser „ängstlich-konservative Sozialist" nach Schaeffle[3] —, dem „Rente alles Einkommen ist, was ohne eigene Arbeit, lediglich auf Grund eines Besitzes bezogen wird", und der eine Gleichung zwischen Kapitalgewinn, Kapitalzins und Grundrente setzt[4], kommt z. B. auf Grund dieser Verallgemeinerung zur — Verwerfung der Grundrente als eines „in Raub sich verlierenden Besitztitels[5]"; und 2. glauben wir, daß selbst, wenn man die Wirkung „der Umgebung", des Zeitalters noch so hoch einschätzt, und die natürliche Begabung noch so hoch bucht, man nicht umhin können

[1] Vierteljahrschr. 1861, S. 250.

[2] Selbst wenn wir berücksichtigen, daß er die Grundrente nur als natürliches Reizungsmittel walten lassen wollte, und alle künstlichen Mittel zu ihrer Hebung und Erhaltung, wie Monopole, Schutzzölle, Fideikommisse usf., aufs entschiedenste verwarf. —

[3] Votum, S. 109.

[4] Er sagt: „Kapitalgewinn, wie Kapitalzins sind . . . nicht minder Rente, als die Grundrente". Zur Beleuchtung der sozialen Frage, I. Band, 1875, S. 33.

[5] Das Kapital, Berlin, 1884, S. 29.

wird, dem durch seine besondere Geschicklichkeit, sein Talent Extragewinne erzielenden Künstler, Gelehrten, Schauspieler usf. ein rein persönliches, individuelles Verdienst zuzusprechen. Eine Duse, ein Rossi, ein Adolf Wagner oder ein Schaeffle arbeiten doch ganz anders, als ein Dutzendschauspieler, oder ein Dutzendgelehrter. Die gesellschaftliche Konjunktur macht sie nicht über Nacht reich. Anders bei Grundrenten, besonders bei städtischen Renten. Auf dem achten internationalen Wohnungskongreß in London wurde von Dr. Mewes-Düsseldorf (vertreten durch den Geheimrat Kehl) folgendes über die Entwicklung Berlins gesagt: „Einzelne Städte haben sich geradezu stürmisch entwickelt, so Berlin, das von 1871 bis 1905 von 826 000 Einwohnern bis zu 2 Millionen gestiegen ist usf. Dieses enorme Wachstum der Bevölkerung hatte auch eine enorme Steigerung der Preise für den Grund und Boden zur Folge. Ein 70 Hektar großes Terrain auf dem Kurfürstendamm bei Berlin besaß 1860 den reinen Ackerwert von 100 000 Mark. Nach Aufschliessung des Geländes durch eine Terraingesellschaft war sein Wert im Jahre 1898 — 50 Millionen Mark. Der Gesamtbodenwert Charlottenburgs wurde 1865 auf 6 Millionen Mark geschätzt, 32 Jahre später auf 300 Millionen Mark usf.[1]" — Wahrlich, so groß ist das „persönliche" Verdienst der einzelnen Charlottenburger Grundbesitzer nicht, um diese fünfzigfache Wertsteigerung ihres Grundeigentums zu rechtfertigen, geschweige zu erklären.

Auch die Gleichstellung der Produktions-, d. h. der Industrierenten mit den Bodenrenten, ist u. E. unberechtigt: die Industrierenten sind alle von beschränkter Dauer und führen zur Verbilligung der Industrieprodukte, die Bodenrente ist aber, wie man seit Ricardo[2] allgemein annimmt,

[1] Frankf. Zeitung Nr. 220 vom 10. VIII. 1907.

[2] „Das Getreide steht nicht hoch, weil eine Rente entrichtet wird, sondern es wird eine Rente entrichtet, weil das Getreide hoch steht."

eine Folge von hohen Preisen der Bodenprodukte und damit ein Zeichen des teuren Brotes für die armen Klassen der Bevölkerung. Schaeffle sah das ein, und sah das auch wieder nicht ein: er sah, daß der Schutzzoll das Brot verteuere, und verwarf ihn darum „als künstliches Monopol" sehr entschieden und energisch[1]; daß aber auch die „natürliche Grundrente" ein Monopol und kein harmloses Reizmittel der wirtschaftlichsten Güterversorgung des Volkes ist, das sah er nicht.

E. Das privat- und gemeinwirtschaftliche System der Volkswirtschaft.

„Der gesellschaftliche Organismus", sagt Schaeffle, „ist aus zahllosen, eigentümlich sich formenden, eigenartigen Stoffverbindungen aufgebaut, welche bald — z. B. Korporationen, Familien — abschließend gegen außen sich verhalten, wie Kristalle, bald aber — z. B. freie Vereine, Genossenschaften — expansiv, wie die Zellen[2]." Diese „stofflichen" oder „wirtschaftlichen Verbindungen, ob durch Interesse, öffentliche Gewalt oder freie Hingebung geknüpft und unterhalten, nehmen je nach dem stofflichen Inhalt, den sie in sich tragen, verschiedene Formen an, und so entstehen für die Volkswirtschaft, wie überhaupt für die gesellige Verbindung unter den Menschen, verschiedene Organisationsformen[3]." Zwei Hauptorganisationsformen oder Systeme unterscheidet Schaeffle: das spekulative (kapitalistische, privatwirtschaftliche)

Grundsätze, Baumstark, S. 50. — „Die Rente ist eine Wirkung des hohen Preises und nicht seine Ursache." Diehl, Erläuterungen, S. 174. — „Die Grundrente ist stets eine Folge, nicht die Ursache hoher Preise der Bodenprodukte." Philippovich, Allgem. Volkswirtschaftslehre, I. Bd., 4. Aufl., S. 289.

[1] Vgl. „Votum . . ."

[2] Gesellsch. System, 3. Aufl., II. Bd., S. 23/24.

[3] Gesellsch. System, a. a. O., S. 23.

System und die gemeinwirtschaftliche (öffentliche) Organisationsform. Diese letztere teilt er wieder in Zwangsgemeinwirtschaften (Staats-, Gemeinde-, Berufs-, Korporationswirtschaften), freie Gemeinschaften (von Vereinen, Genossenschaften, Gesellschaften) und Familienwirtschaften[1]. Das wechselseitige Verhalten beider Systeme schildert er folgendermaßen: „Die Privatwirtschaften werden in ihrer Produktion wie in ihrer Kon umtion von der Staatswirtschaft und von anderen Gemeinwirtschaften umschlossen und getragen. Die Staatswirtschaft z. B. ist von der Übung des Zivil- bis zu derjenigen des Völkerrechtes gleichsam die allgemeine Atmosphäre, in welcher die Privatwirtschaften der aufeinanderfolgenden Geschlechter und der nebeneinander bestehenden Volksgenossen, so wie alle anderen gemeinwirtschaftlichen Organismen atmen . . . . Diese Atmosphäre gemeinschaftlicher Lebensluft, wie sie der Staat unterhält, wird umgekehrt selbst wieder aus dem privatwirtschaftlichen System heraus gespeist[2]." Die menschliche Wirtschaft erscheint demnach Schaeffle als „ein ebenso mannigfaltig wie großartig gegliedertes gesellschaftliches System, dessen Einzelgebilde und Einzelfunktionen von den einfachsten Formen und elementarsten Prozessen bis zu den künstlichsten Organen und feinsten Wirkungen aufsteigen, um im Zusammenwirken ein vollendetes Leben zu ergeben, — ähnlich wie der Lebensprozeß des tierischen Körpers oder der Pflanze die elementarsten mit den verwickeltesten Prozessen, einfachste Organe mit den kompliziertesten Apparaten aufweist[2]." Beide Systeme, das privatökonomische wie das gemeinwirtschaftliche, setzen einander voraus, ergänzen sich gegenseitig. Er sagt: „Das Sonderinteresse der einzelnen Subjekte kann

[1] Bau und Leben, II. Aufl., II. Bd., S. 260.

[2] Gesellsch. System, 2. Aufl., S. 402.

Großes leisten, um im Kreise jeder besonderen Wirtschaft den Stoffwechsel wirtlich zu besorgen. Aber Eingriff der zwingenden und der freien Organe der Gesamterhaltung, des Staates, der gemeinnützigen Vereine und der gemeinsinnigen Privaten ist nötig, damit die Gesamtbewegung der Sonderwirtschaften in der Richtung der wirksamsten materiellen Gesamtversorgung, einschließlich der Erhaltung aller einzelnen integrierenden Glieder der Gesellschaft stattfinde. Erst durch dieses Eingreifen wird aus einem Chaos sonderwirtschaftlicher Bestrebungen ein nationales, zu höchst ein humanes System der Wirtschaft, erst durch sie wird das wirtschaftliche Leben einheitlich geordnete, wahrhafte Volks- und Weltwirtschaft[1]." Demgemäß stellt er drei „Hauptvoraussetzungen" der erfolgreichen Wirtschaftsführung des Volkes auf: Wirtschaftlichkeit in der Behandlung aller einzelnen Vorgänge des Stoffwechsels (privatwirtschaftliches System), weiter Wirtschaftlichkeit in der Gesamtdurchführung jeder zahllosen Sonderwirtschaften, endlich Regelung und Ergänzung aller sonderwirtschaftlichen Wechselbeziehungen aus dem Gesichtspunkt der Gesamterhaltung durch Sitte und Recht, Privat- und Staatstätigkeit (gemeinwirtschaftliches System[2]). Also, Privatwirtschaft an sich existiert für Schaeffle nicht, denn erst wenn sie sich zur höheren Einheit mit der Gemeinwirtschaft aufschwingt, sozusagen den Segen dieser letzteren empfängt, wird sie zum „humanen System, zur „wahrhaften" Volks- und Weltwirtschaft.

So stoßen wir hier wieder auf Schaeffles Weltanschauung, auf seine Auffassung der Nationalökonomie nur als einen Teil der Soziologie, auf seine Forderung der Erfassung des Menschen auch in der Volkswirtschaft, wie er „leibt und lebt", auf seine Bekämpfung des Epigonentums der klassischen Schule. „Als Systematiker der Nationalökonomie", schreibt er einmal, „vertrat ich seit Jahrzehnten gegenüber der ausschließend und schrankenlos privatwirtschaftlichen Organisation der Volkswirtschaft erstmals mit ganzem Erfolg die Tatsache und die Notwendigkeit des Ineinandergreifens von Gemeinwirtschaften, Privatwirtschaften, Gegenseitigkeits- und Widmungswirtschaften (Wohltätigkeits- oder caritativen — nach Wagner — Wirtschaften)[1]." Roscher hält es für ein großes Verdienst, daß Schaeffle „neben den bisher so ganz überwiegend behandelten Einzelwirtschaften eine allgemeine Theorie der Gemeinwirtschaften"[2] angebahnt hat. Ebenso urteilen die Herausgeber der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft[3]: „Wir erlauben uns insbesondere auf die Arbeit hinzuweisen, welche Schaeffle in der Deutschen Vierteljahrschrift von 1864 veröffentlichte, ebenso auf das „Gesellschaftliche System der menschlichen Wirtschaft" (1867). Schaeffle ist darin der rein individualistisch-atomistischen, nationalökonomischen Richtung, die mit wenigen Schlagworten: Tausch, Freiheit, Selbstinteresse, Konkurrenz . . . das verschlungene . . . und von den verschiedensten Faktoren beherrschte Wirtschaftsleben charakterisieren zu können glaubte, zu einer Zeit entgegengetreten, wo der Gegensatz der Richtungen nur vereinzelt und vorwiegend theoretisch auftrat. Was uns aber als ein größeres Verdienst erscheint, ist, daß er nicht bei der bloßen Negation stehen blieb . . ., sondern die sogenannten gemeinwirtschaftlichen Funktionen in Familie, Gemeinde, Staat usf. analysierte und überall die Verhältnisstellung der privatwirtschaftlichen und gemeinwirtschaftlichen Erfüllung der wirtschaftlichen Aufgabe ins Auge faßte."

Auch Wagner nennt Schaeffles Lehre von der

[1] Bau und Leben, II. Aufl., II. Bd., S. 226.
[2] Bau und Leben, II. Aufl., II. Bd., S. 226.

[1] Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie, S. 18.
[2] Geschichte der Nationalökonomie, S. 1042.
[3] In einer Anmerkung zum Artikel von G. Schönberg, 1872, S. 404.

Organisation der Volkswirtschaft „epochemachend". „Kein anderer hat Gleiches geleistet und die richtigen Punkte in den sozialistischen Systemen für die Volkswirtschaftslehre so erfolgreich verwendet wie . . . Schaeffle[1]." Das letzte geben wir ohne weiteres zu, was aber die Einbeziehung auch der Gemeinwirtschaft in die Nationalökonomie betrifft, so haben wir, gemäß der von uns gegenüber der soziologischen Auffassung der Volkswirtschaftslehre vertretenen Ansicht, einiges Bedenken. Wir glauben nämlich, daß diese Einbeziehung der Gemeinwirtschaften für die Theorie, d. h. für die Erkenntnis der „wirtschaftlichen" Gesetze kaum etwas wesentlich Wichtiges und Neues bringen kann, weil bei den sogenannten Gemeinwirtschaften — Staat, Verein, Familie usf. — die wirtschaftliche Seite nur eine von den vielen, und nicht immer die wichtigste, ist. Anders ist es, wenn man den Staat, wie es Wagner macht, zu den wirtschaftlichen Gütern zählt, da muß man selbstverständlich auch ihn in der Volkswirtschaftslehre behandeln, es fragt sich nur, ob diese Erweiterung des Gutsbegriffes zulässig und überhaupt wünschenswert ist? Wir verneinen dies entschieden. Ob man aber so oder anders handelt, d. h. ob man die theoretische Nationalökonomie enger oder weiter auffaßt, hängt von dem Standpunkt, vom theoretischen Ausgangspunkte ab, von dem man die Volkswirtschaft erfaßt. Von Schaeffles Ausgangspunkte war die Einbeziehung der Gemeinwirtschaften in sein gesellschaftliches System der menschlichen Wirtschaft völlig konsequent gedacht, sie[2] bedeutete für ihn einen Schritt vorwärts in der organischen Entwicklung seines Gedankenganges, sozusagen die Krönung seines ganzen Lehrgebäudes.

[1] Grundlegung, S. 348.
[2] Die Einbeziehung.

Schluß.

Hiermit glauben wir das Thema unserer Studie erschöpft zu haben. Uns verbleibt an dieser Stelle nur noch die Aufgabe, eine kurze zusammenfassende Charakteristik von Schaeffle als Mann der Wissenschaft zu geben.

Wir fangen mit seiner Darstellungsweise an. Sie war keine gefällige: „Die großen Werke des Verfassers (sind) durch ihre Form auch dem Fachmann kein leichtes, wenn auch schließlich immer ein sehr lohnendes Studium"[1], sagt Adolf Wagner, ebenso äußert sich Schmoller[2] u. a. m. Er „türmt (ja) gewaltige Felsstücke aufeinander, fast unbehauen, ohne verbindenden Mörtel"[3], er schafft aus dem Rohen, bringt erst eigenhändig das Tatsachenmaterial zusammen, auf dem er dann seine Theorien aufbaut — da kann man nicht gefällig schreiben, keine „zierlichen Mosaikarbeiten, wie sie zünftige Gelehrsamkeit in geduldiger Kleinmeisterei am Studiertische hervorbringt[4]," liefern. Und das stört beim Studium seiner Werke: er gibt eine Masse Details, unwichtige, elementare Beispiele, führt uns sozusagen in das Laboratorium seiner Gedankenarbeit, anstatt uns einfach mit den Resultaten dieser Arbeit bekannt zu machen, sie uns von den Schlacken gereinigt vorzuführen. Wo er das getan hat, wo er uns nur die Ergebnisse seiner Forschungsarbeit präsentiert, da formt er wahre Perlen der wissenschaftlichen Darstellung, des

[1] Allgem. Zeitung, 1878.
[2] „Zur Literaturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften." S. 211 ff.
[3] Bücher, Vorwort. Schaeffles „Soziologie", S. VII.
[4] Bücher, a. a. O.

systematischen Aufbaues seines Gedankenmaterials[1]. Da wird es einem auch klar, warum G. v. Mayer ihn den „Meister der Systematik" nennt. Und wenn man sich überhaupt erst einmal an seine Arbeits- und Schreibweise gewöhnt hat, wenn man sich durch die Masse des aufgestapelten Materials durchgearbeitet[2] hat, so vergißt man leicht die aufgewandte Mühe und staunt nur über das enorme Wissen Schaeffles, über den hohen Flug, über den Reichtum und die Tiefe seiner Gedanken. Es lebte etwas von einem Künstler in seiner Seele, der das Große, Schwungvolle, Erhabene liebte und suchte. Und tatsächlich — „Kleinigkeitskrämereien", „stubengelehrte Haarspaltereien" waren ihm stets verhaßt, wie er ja auch überhaupt kein Stubengelehrter war. „Ich habe . . . unaufhörlich gelernt, aber ich habe niemals bloß aus den Büchern oder für das Bücherschreiben und den Lehrstuhl gelernt. Das kann ich nicht bedauern, wenn ich darob auch unsanft ein Autodidakt gescholten worden bin[3]." Schaeffle liebte die Natur und hat, wie er selbst sagt, „in Wald und Feld" mehr studiert als am Schreibtisch und in der Bücherei[4]. Er war überhaupt ein Realist, aber Realist in dem Sinne von Rodbertus, der den Realismus einmal folgendermaßen definiert hat: „Ich sage realistisch, aber nicht in dem Sinne realistisch, daß es bloß die gegenwärtige Wirklichkeit mit allem ihrem Quark in sich aufnimmt, sondern in dem Sinne, daß es die Fäden verfolgt, die aus der Vergangenheit unserer Wissenschaft, durch die Gegenwart hindurch, in die Ideen der Zukunft führen[5]." Oder in dem Sinne, in dem Schaeffle den Julius Fröbel realistisch nannte:

[1] Vgl. seine Aufsätze: „Kartellwesen und Kartellpolitik", „Votum" und so fort.

[2] Die deutschen Gelehrten schreiben ja fast alle nicht leicht.

[3] Aus meinem Leben, I. Bd., S. 46.

[4] Ebenda, II. Bd., S. 191; und dann Bücher, a. a. O., S. VI.

[5] Wagner, Einiges von und über Rodbertus-Jagetzow, Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, 1898, S. 237.

„Die realistische Richtung also, welche darauf hinzielt, daß das Ideal in die Realität hineingebildet werde, ist die Richtung des Fortschrittes. Nicht so blind und sinnlos, wie die Kritik meint, weiß der Fortschritt sehr wohl, auf was es hinaus will, und sehr wohl weiß er, was er hinter sich zurückläßt. Zurück läßt er die individualistische Faulheit und Versunkenheit, der das Ideal um so reiner erscheint, je tiefer der Schmutz ist, aus dem sie zu ihm aufblickt; — zurück läßt er die ganze symbolische Moral, der es nicht um die wirkliche Reinigung und Besserung der Welt zu tun ist, und der auch die guten Werke selbst nichts sind, sondern der sie nur etwas bedeuten. Hinaus aber will er auf alle die einzelnen Erfolge einer wirklichen Veredelung aller weltlichen Zustände . . .[1]." Diesen Schaeffleschen idealistischen Realismus, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, haben wir zur Genüge auf den vorhergehenden Blättern dargestellt, und diesem idealistischen Realismus huldigte unser Autor zeitlebens und wirkte in seinem Sinne theoretisch und praktisch: all' sein Tun, wissenschaftliches wie politisches, ist durch diesen Realismus durchglüht und durchwirkt. Darum finden wir auch eine solche Einheit, eine solche Konzentriertheit in allen seinen Arbeiten. Sie sind alle in einem Geiste geschrieben, in dem Geiste einer edlen, menschlich-schönen, ganzen, hervorragenden Persönlichkeit.

Was Schaeffles Lehren selbst betrifft, so möchten wir hier die Worte wiederholen, die Brandes einmal in bezug auf einen viel größeren Deutschen gesagt hat. Nämlich: „Wie Größe doch wohltätig wirkt. Wie erquickt es dem das Gemüt, der sich täglich mit kleinen Sachen und kleinen Geistern herumgeschlagen hat und davon angeekelt wird, sich bis auf den Grund in die Beschauung einer großen

[1] Literatur-Anzeige, Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft 1864, S. 768.

Menschenseele zu versenken[1]." Ja, eine große Menschenseele war auch Schaeffle, weil er, und darauf kommt schließlich doch alles an, Großes gewollt hat. Es waren zwei große Ziele, denen er mit festem Willen nachgestrebt hat: 1. die Zusammenfassung der zerhackten, zersplitterten, sich in das unerquicklichste Spezialistentum verlierenden Einzelwissenschaften, und 2. sein Drang, dem instinktiven Suchen der Zeit nach neuen Gesellschaftsformen vorangehend, die „mögliche" Form möglichst objektiv, möglichst wissenschaftlich vorauszubestimmen.

Daß ihm beides nicht ganz gelungen, ist nicht seine Schuld und tut der Größe seines Strebens keinen Eintrag. Seine Soziologie mußte ein erster Entwurf bleiben, weil es die Kraft eines einzelnen übersteigt, Architekt und Maurer zu gleicher Zeit zu sein, und Schaeffle mußte aufbauen und zur selben Zeit Steine zu diesem Bau zusammentragen. Darum ist „Bau und Leben" auch so schwer zu lesen — es liegen dort noch Massen rohen, unbehauenen Materials beieinander, es ist dort noch so vieles, was gesäubert, poliert oder anders zusammengefaßt, anders ausgedrückt werden muß. Aber das ist das Los aller Pioniere, daß erst ihre Nachfolger die Früchte ihrer mühsam ausgeworfenen Saat ernten.

Wenn Schaeffles Bemühungen, die zukünftige Form der Gesellschaft zu bestimmen, auch ohne durchgreifenden Erfolg geblieben sind, so ist das gar nicht anders möglich: der Mensch hängt zu sehr an der Gegenwart; will man ihm trotzdem Interesse für die Dinge der Zukunft abgewinnen, so muß man sie in ein buntes, schillerndes, in ein abenteuerliches Gewand kleiden, man muß sie so schildern, wie Bellamy, Bebel, Flammarion u. a. m. es getan haben. Schaeffle war aber kein Phantast, deshalb konnte er nicht

[1] Gesammelten Werke, I. Bd., S. 31.

das, was er voraussah, die Zukunftsmöglichkeiten, die sein scharfes Auge schon in der Gegenwart entdeckt hat, der Masse plastisch vor Augen führen. Und trotzdem sind seine Untersuchungen über die Unternehmungsformen, über die Aktiengesellschaften, über den sozialistischen Zukunftsstaat von bleibendem Wert, und sind von nicht zu unterschätzendem Einfluß auf manchen Gelehrten gewesen.

Was Schaeffles einzelne Lehren anbetrifft, so legen sie alle Zeugnis von durchdringendem Verstand, von einem enormen Fleiß und von einer begeisterten Liebe zum Gegenstand ab. Aber es gibt Epochen, wo selbst der selbständigste Geist nicht anders kann, als behutsam und vorsichtig zu prüfen und abzuwägen, als bewußt den Weg zur Wahrheit erst zu suchen. Mitten in den Kampf zwischen dem Kapitalismus und Sozialismus, zwischen Klassiker und Historiker, zwischen Nutzwert und Arbeitswert gestellt, mußte er, um dieser Wahrheit treu zu bleiben, objektiv nach beiden Seiten verfahren, also Richtiges im alten und nicht partout Neues festzustellen trachten. Seine Werttheorie ist das beredsamste Zeichen für dies sein Streben nach Objektivität.

Und so, war Schaeffle auch kein Genie, das weit über Jahrhunderte strahlt, wie Adam Smith oder Ricardo, so war er doch ein großer Mann, ein großer Gelehrter; er war — das können wir jetzt ruhig sagen[1] — einer der bedeutendsten Nationalökonomen und der erste hervorragende Soziologe Deutschlands im 19. Jahrhundert.

Wenn Schaeffle aber trotzdem keine Schule gemacht hat, so liegt es einesteils in der oben besprochenen schwerfälligen „weitwendigen"[2] Form seiner Arbeiten, andernteils in der vermittelnden Stellung, die er, wie wir wissen,

[1] Roscher hat vor einem Menschenalter dasselbe in seiner Geschichte gesagt, S. 1041.

[2] Sieveking, Türmer, 1904, S. 563.

gegenüber den wichtigen Problemen des Werts, des Methodenstreits usf. vertrat. Schule machen immer die Verfechter extremer Anschauungen, leidenschaftlicher Kampfesmethoden, und Schaeffle haßte den gehässigen, einseitigen Streit und glaubte, „daß auch in der Wissenschaft viele Wege nach Rom führen, zumal in jeder Sozialwissenschaft, und daß jeder dieser Wege seine verhältnismäßige Berechtigung habe[1]."

Doch —, haben seine Lehren auch keine Schule gemacht, so sind sie trotzdem durchaus nicht unbeachtet geblieben und wirken in mannigfaltiger Weise in Deutschland fort, und ist seine Saat auch bis jetzt noch nicht aufgegangen, so wird sie es früher oder später mit dem Abflauen des „jüngeren, extremen Historismus" immer mehr tun, und dann wird sie, das hoffen und wünschen wir, noch eine ganze Schule tüchtiger Nationalökonomen, tüchtiger Theoretiker mit seinen Ideen befruchten.

[1] Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft, 1894, S. 161.

Literaturverzeichnis

Zum I. Teil.

A. Biographisches Material.

1. Schaeffle, Aus meinem Leben. 2 Bände. 1905.
2. — Cotta. Eine Biographie. 1895.
3. Schmoller, Zur Literaturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften.
4. Roscher, Geschichte der Nationalökonomie.
5. Bücher, Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft 1904.
6. Othm. Spann, Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft 1904.
7. W. Lang, Biographisches Jahrbuch 1903.
8. H. Sieveking, Türmer 1904.
9. Hermann Losch, Schwäbischer Merkur, 5. III. 1904, Nr. 107.
10. Wagner, Allgemeine Zeitung 1878.
11. H. Dietzel, Göttinger gelehrte Anzeigen 1889, Nr. 18.
12. Schmoller, Zum 70. Geburtstag von A. Wagner. Jahrbuch XXIX, 2. Heft.
13. Bebel, Neue Zeit 1904, Nr. 8.
14. Mehring, Neue Zeit 1903/04, S. 434 ff.
15. Schippel, Sozialistische Monatshefte 1905, Nr. 12.
16. Zeitungsnekrologe in Frankf. Zeitung, Wiener Zeit, Vorwärts usf.

B. Allgemeines Material.

17. Rümelin, Reden und Aufsätze. 3 Bände.
18. Königreich Württemberg 1863.
19. Königreich Württemberg 1882—86.
20. Fichte, Gesammelte Schriften. Band 7.
21. Bismarck, Gedanken und Erinnerungen.
22. R. Delbrück, Lebenserinnerungen 1817—67.
23. Hansen, Gustav v. Mevissen. I. Band.
24. Rümelin, Paulskirche.
25. Conrad, Statistik 1899.
26. Drill, Gustav Schmoller. Frankf. Zeitung 1908.

27. Hoffmann, Allgem. deutsche Biographie, Bd. I, S. 717.
28. Paulsen, Einleitung in die Philosophie.
29. — Ethik. 2 Bände.
30. Schaeffle, Bau und Leben. 1. Aufl., I. Bd.
31. — Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft. Bd. 35.
32. — Abriß der Soziologie.
33. — Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft. „Literatur." Bd. 38.
34. — Bau und Leben. II. Aufl.
35. — Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft. Bd. 39.
36. — Vierteljahrschrift 1861.
37. — Votum gegen den neusten Zolltarif.
38. — Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft. Bd. 36.
39. — „Handel", Bluntschlis Staatswörterbuch. Bd. 4.
40. — Gesammelte Aufsätze. Bd. I.
41. — Über den wissenschaftlichen Begriff der Politik. Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft. 1897.
42. Festgabe für Schaeffle. 1901.
43. Georg von Mayer, Begriff und Gliederung der Sozialwissenschaften. Festgabe.
44. Schmoller, Rümelin, Schmollers Jahrb.
45. Wagner, Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft. Bd. 39.
46. Schmoller, Wechselnde Theorien und feststehende Wahrheiten. Jahrb. 6 (1897).
47. H. Dietzel, Ausgangspunkt der Sozialwirtschaftslehre. Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft. Bd. 39.
48. Sismondi, Neue Grundsätze der polit. Ökonomie. 2 Bände.
49. Simmel, Problem der Soziologie. Schmollers Jahrb. 18.
50. Gothein, Gesellschaftswissenschaft. Handwörterbuch der Staatswissenschaft. 3. Bd., 1. Aufl.
51. Menger, Untersuchungen über die Methode.
52. Sombart, Ideale der Sozialpolitik. Archiv f. G. und St. X. Bd.
53. — K. Marx und die soziale Wissenschaft. Archiv f. Sozialwissenschaft. Bd. XXVI. 1908.
54. — Unser Interesse an der Politik. Zeitschrift „Morgen" 1907.
55. — Politik und Bildung. Ebenda.
56. — Die Politik als Beruf. Ebenda.
57. — Die Elemente des polit. Lebens in Deutschland. Ebenda.
58. — Vom Stil des polit. Lebens in Deutschland. Ebenda.
59. — Wir müde Seelen. Ebenda.
60. Friedrich Naumann, Morgen 1907.
61. Harnack, Niedergang des Liberalismus. März 1908.
62. Bluntschli, Artikel „Politik". Sein Staatswörterbuch.

Zum II. Teil.

63. Schaeffle, Bau und Leben. I. Aufl. 1882. 4 Bände. — II. Aufl., 1896. 2 Bände.
64. — Die Nationalökonomie od. allgem. Wirtschaftslehre. 1861.
65. — Gesellsch. System. 2. Aufl. 1867. 3. Aufl. 2 Bände. 1873.
66. — Kapitalismus und Sozialismus. 1870.
67. — Gesammelte Aufsätze. 2 Bände. 1886.
68. — Kern- und Zeitfragen. 2 Bände. 1895.
69. — Die nationalökonom. Theorie der ausschl. Absatzverhältnisse.
70. — Der korporative Hilfskassenzwang. 1882.
71. — Die Inkorporation des Hypothekarkredits.
72. — Quintessenz des Sozialismus. 1891.
73. — Die Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie. 1893.
74. — Sämtliche Artikel „Literatur" in der Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft.

Lehrbücher und Systeme.

75. A. Wagner, Grundlegung. 3. Aufl.
76. — Theoretische Sozialökonomik.
77. H. Dietzel, Theoretische Sozialökonomik.
78. Philippovich, Grundriß. I. Bd. 1901.
79. Roscher, Grundlagen der Nationalökonomie. 1858 u. 1875.
80. Platter, Grundlehre der Nationalökonomie.
81. Hermann, Staatswirtschaftliche Untersuchungen.
82. Hildebrand, Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft.
83. F. List, Das nationale System. 1883.
84. Mill, Grundsätze . . . 1852.
85. Ricardo (Baumstark), Grundsätze. 1837.
86. A. Smith, Über die Quellen des Volkswohlstandes. C. W. Asher. 1861.
87. A. Marshall, Handbuch der Volkswirtschaftslehre. Stuttgart-Berlin. 1905.

Monographien.

88. Knies, Geld. 1873.
89. v. Böhm-Bawerk, Kapital und Kapitalzins. 2 Bde. 1884.
90. Kaulla, Geschichtliche Entwicklung der modernen Werttheorie.
91. Kalinoff, Ricardo und die Grenzwerttheorie.
92. Tugan-Baranowsky, Theoretische Grundlagen des Marxismus.

93. Stammler, Wirtschaft und Recht. 1. Aufl.
94. Engels, Dührings Umwälzung der Wissenschaft.
95. Marx, Kapital. I. u. III. Bd.
96. Sombart, Der moderne Kapitalismus. I. Bd.
97. K. Diehl, Ricardo, Erläuterungen. I. Bd.
98. Komorzynski, Die Lehre vom Kredit.
99. W. Jacoby, Der Streit um den Kapitalbegriff.
100. Mangoldt, Die Lehre vom Unternehmergewinn. 1855.

Aufsätze.

101. Schaeffle, Pseudo- und Ultrakollektivismus. Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft. 1893.
102. — Trennung von Staat und Volkswirtschaft . . . Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft. 1889.
103. — Kartellwesen und zur Kartellpolitik. Ebenda 1898.
104. — Zur Theorie der Deckung des Staatsbedarfes. Ebenda 1883.
105. — Über den Gebrauchswert und die Wirtschaft nach den Begriffsbestimmungen Hermanns. Ebenda 1870.
106. — Mensch und Gut in der Volkswirtschaft . . . Vierteljahrschrift 1861.
107. — Bourgeois und Arbeiter--Nationalökonomie. Ebenda 1864.
108. — Schulze-Delitzsch und Lassalle. Ebenda 1863.
109. — Die Handelskrisen mit besonderer Rücksicht auf das Bankwesen. Ebenda 1858.
110. — Zur Theorie und Politik des Arbeiterschutzes, Z. f. d. g. Stw., 1890/91.
111. — Ethische Seite der nationalökonomischen Lehre vom Werte. Tübinger Universitätsschrift. 1862.
112. — Fabrikwesen und Fabrikarbeiter. Staatsw. Bluntschli. III. Bd.
113. — Gewerbe, Gewerbefreiheit. Ebenda, IV. Bd.
114. — Gewerbe und Handelskammern. Ebenda, IV. Bd.
115. — Handel, Handelspolitik. Ebenda, IV. Bd.
116. — Handels- und Industriekompanien. Ebenda IV. Bd.
117. — Hausindustrie. Ebenda, V. Bd.
118. — Preise. Ebenda, VIII. Bd.
119. Neumann, Beiträge zur Revision der Grundbegriffe der Volkswirtschaftslehre. Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft. 1869.
120. Sombart, Literatur. Schmollers Jahrbuch 1889.
121. Wagner, Literatur. Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft. Bd. 39. 1888.
122. Böhm-Bawerk, Literatur. Conrads Jahrb. 1891.

123. H. Dietzel, Die klassische Werttheorie und die Theorie vom Grenznutzen. Conrads Jahrb. N. F. XX. Bd.
124. Komorzynski, Ist auf Grundlage der bisherigen wissenschaftlichen Forschung die Bestimmung der natürlichen Güterpreise möglich? Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft. 1869.
125. Gerlach, Bedingungen wirtschaftlicher Tätigkeit. Staatsw. Studien. III. Bd.
126. Nils Wohlin, Die Preisbildung. Schmollers Jahrb. 1906.
127. Cassel, Grundriß einer elementaren Preislehre. Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft. Bd. 55.
128. Roesler, Zur Theorie des Wertes. Jahrb. f. N. u. St., 1868.
129. R. Hilferding, „Böhm-Bawerks Marx-Kritik“. Marx-Studien.
130. v. Schubert-Soldern, Nochmals zu Marx' Werttheorie. Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft. 1894.
131. Conrad Schmidt, Die psychologische Richtung der neueren Nationalökonomie. Neue Zeit. 1892.
132. Schönberg, Zur Literatur der sozialen Frage. Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft. 1872.
133. Über Vermögen, Gut, Wert, Renten usf. Handbuch der Staatswissenschaft u. Wörterbuch der Volkswirtschaft.
134. Wagner, Einiges von und über Rodbertus-Jagetzow. Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft. 1878.
135. Hasbach, Mit welcher Methode werden die Gesetze der theoretischen Nationalökonomie gefunden? Conrads Jahrb., 3.F., 1904.
136. Schmoller, Über einige Grundfragen der Sozialpolitik und der Volkswirtschaftslehre.
137. — Volkswirtschaftslehre und -Methode. Handwörterb. 6. Bd. I, 1. Aufl.
138. C. Dietzel, Die Volkswirtschaftslehre als Wissenschaft. Zeitschrift f. d. g. Staatswissenschaft. 1866.
139. Rau, Bemerkungen über die Volkswirtschaftslehre und ihr Verhältnis zur Sittenlehre. Ebenda 1870.
140. Rümelin, Über den Begriff eines sozialen Gesetzes. Ebenda 1868.

Berichtigungen:

S. 114 Anmerkung 2 lies anstatt ebenda S. 15 ff.: Votum S. 15 ff.
S. 115 Anmerkung 1 lies anstatt Votum: Votum ebenda.
S. 120 Anmerkung 2 lies anstatt 34 dieser Studie: 28 dieser Studie.

A. E. FISCHER, Buch- und Kunstdruckerei, GERA-R.

END OF
TITLE